

Schwerpunkt: Medien

<i>Eine kleine Geschichte der Technik und der Medien</i>	Harry Pross	Seite 4
<i>Von Zeitungskritikern und dem "Verderb der deutschen Sprache" durch den Journalismus</i>	Markus Mascelli	Seite 9
<i>Nur Gott ist objektiv</i>	Franz Alt	Seite 12
<i>Die neue taz, die andere oder: Wie lange noch?</i>	Angelika Unterholzner	Seite 14
<i>Drucken wie gelogen</i>	Markus Wilhelm	Seite 18
<i>Noch einpaar offene Fragen</i>	Benedikt Sauer	Seite 20

tik über tik

Theater in der Klemme Seite 26

<i>Lafst tausend kleine Konferenzen blühen</i>	Johan Galtung	Seite 28
<i>Vom freien Markt und seiner Tyrannei</i>	Markus Mascelli	Seite 32
<i>"Wir können nicht mehr ohne Fernsehen leben"</i>	Interview mit Marc Ries	Seite 36
<i>Die Geschichte von der Raupe Nimmersatt</i>	Produktion Bäuche	Seite 40
<i>Über das Fernsehen</i>	Willi Stricker	Seite 41
<i>Fernsehen ist da, wo der Kaffee nach Frühstücksei schmeckt</i>	Alfred Fisoler-Berg	Seite 43

"My Car Is Fast, My Teeth Are Shiny..."

Hannes Wallnöfer Seite 44

Daumenkino

Produktion Bäuche Seite 1-51

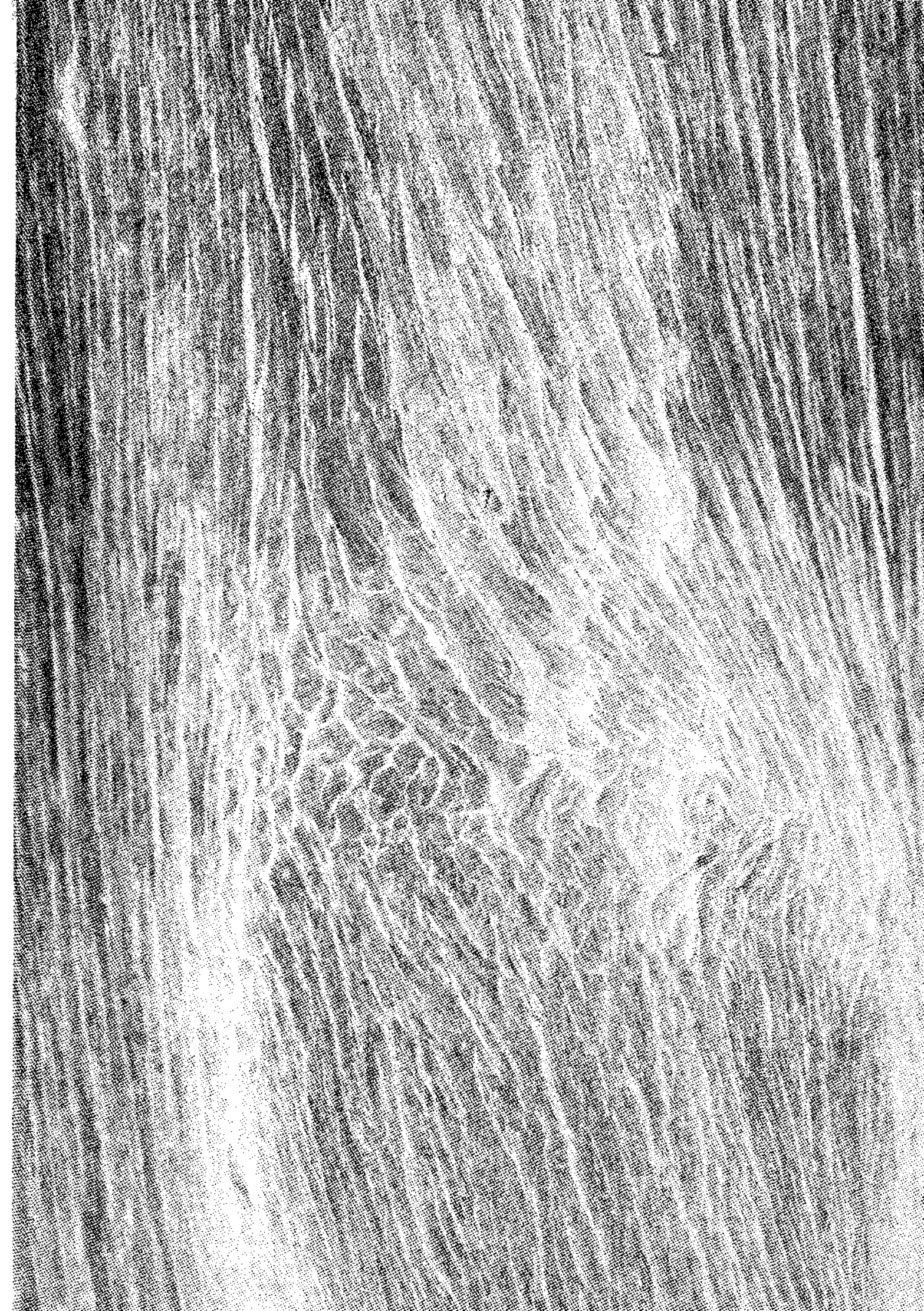
Rubriken:

An den skolast Seite 46

Rezensionen:

<i>Grobes Foul</i>	Seite 48
<i>In die Presse geraten: Darstellung von Frauen in der Presse und Frauenarbeit in den Medien</i>	Seite 49
<i>Verwachsene Wege. Erzählung</i>	Seite 50
<i>Föhn 1/93, Heft Nr.18</i>	Seite 51





Über Blattläuse ...

..., Blicher-, Staub- und andere Läuse geht es in diesem skolast. Die modernen Massenmedien sind zu einem wesensbestimmenden Element in unserer technokratisch bestimmten Welt geworden. Noch nie war so viel (auch unnötiges) Wissen über unsere mehr oder weniger unmittelbare Nachbarschaft verfügbar wie heute. Oder anders gesagt: Noch nie war es so schwierig, die Produkte der Medienindustrie zu ignorieren, ihnen aus dem Weg zu gehen, von ihnen verschont zu bleiben.

Gleichzeitig bedarf gerade unsere so schnellebige und so stark in Interessensgruppen zerklüftete Gesellschaft in der heutigen Zeit eines verantwortungsvollen und differenzierten Umgangs mit den Medien und eines Journalismus, der den Mut und die Bereitschaft aufbringt, jene Sachverhalte zu thematisieren, die in unserer Gesellschaft von übergeordneter Wichtigkeit sind, auch wenn diese Themen nicht immer (oder sogar äußerst selten) die Themen der Mächtigen sind.

Gewiß, wir ärgern uns tagtäglich über das, was in der Zeitung steht, über das, was das Fernsehen bringt, aber trotzdem lesen wir Zeitung, sehen fern. Warum auch nicht? Die Augen und Ohren verschließen vor den Entwicklungen, die die Medienindustrie in immer kürzer werdenden Abständen macht, ist doch auch keine Lösung, oder?

Mit dieser Einstellung allein ist es jedoch nicht getan, denn die Massenmedien sind zu einem Phänomen geworden, das die Welt in ständig zunehmendem Maße durchdringt und sie nach ihrem Bilde formt. Sie beherrschen die Welt, da sie sie beschreiben bzw. bestenfalls nachbilden können, sagen die einen. Sie beherrschen die Welt, da sie sie verzerren bzw. gewollt manipulieren können, sagen die anderen. Sie beherrschen die Welt jedenfalls, da sie dazu imstande sind. Und das soll uns zu denken aufgeben.

Markus Mascelli

Ein besonderer Dank geht an die Kollegin, die mir bei der Suche nach der passenden Laus für das Titelbild kompetent zur Hand gegangen ist.



Eine kleine Geschichte der Technik und der Medien

1445 hatte in Mainz Gutenberg zum ersten Mal mit gegossenen, beweglichen Metallbuchstaben gedruckt, und zwar das Gedicht vom Weltgericht. In den nächsten fünfzig Jahren nahm die neue Kunst einen gewaltigen Aufschwung: In Straßburg, Köln, Basel, Augsburg, Prag, Pilsen, Utrecht, Venedig, Nürnberg, Florenz, Neapel, Messina, Budapest, Krakau, Valencia, Genua, Löwen, Breslau, London, Leipzig, Wien entstanden *Druckereibetriebe*, insgesamt tausend an großen und kleinen Handelsplätzen, den Zentren der wirtschaftlichen Entwicklung. Man rechnet mit ungefähr 25.000 Titeln, die sie noch vor 1500 in einer Gesamtauflage von 10 Millionen herstellten.

Die Gutenbergsche Drucktechnik machte aus der geschriebenen Sprache ein neues Medium, indem sie die textgetreue Vervielfältigung beschleunigte und damit die Reichweite der Schriftsprache erheblich erweiterte. Thomas Morus ließ es sogar bis ins Reich der Utopier gefangen: Aufgrund ihrer wissenschaftlichen Schulung sind Mores Utopier erstaunlich begabt, technische Erfindungen zu machen, die ihnen das Leben erleichtern: "Zwei Erfindungen jedoch verdanken sie uns: den Buchdruck und die Papiermacherei, ..." Die Quantität der Verbreitung wurde von allem Anfang an als die hervorstechende Qualität des Druckwerks erkannt. Die Aristokratie lehnte das gedruckte Buch noch lange ab.

Noch deutlicher als das Buch, dessen handwerkliche Herkunft auf die soziale Umschichtung Europas hinweist, war die Zeitung Medium der neuen Klasse. Sie erschien zunächst im Buchformat und nicht zufällig in enger Verbindung mit wirtschaftlichen Sonderinteressen. Das Augsburger Handelshaus Fugger veröffentlichte zuerst handgeschriebene Berichte mit Neuigkeiten, die über die Filialen der Firma gesammelt und auch wieder verteilt wurden. Im Jahre 1566 wurden dann in Straßburg und Basel nummerierte Flugblätter gedruckt, die sehr rasch Nachahmer fanden. Fünfzig Jahre später waren an allen Handelsplätzen und in den größeren Städten die sogenannten Corantos im Umlauf, die, noch immer im Buchformat, Neuigkeiten aus aller Welt verbreiteten, jedoch nicht in gleichen zeitlichen Abständen erscheinen konnten, weil der Eingang von wissenschaftlichem Material unsicher war und von den Reisebedingungen der Informanten abhing. Die Corantos waren nicht länger Nebenprodukte der Kaufmannschaft, sondern Unternehmen von Druckern, Buchverlegern oder auch Postmeistern,

die aus der unregelmäßigen Wiedergabe von Mitteilungen Dritter Gewinn schöpften. Von Anfang an betrachteten die Verleger ihre Nachrichtenquelle unter dem Gesichtspunkt der Verkäuflichkeit ihrer Texte. Die Verleger berichteten das ihnen Berichtete.

Die verfeinerte Tageszeitung, die heute als Weltpresse bezeichnet wird, begann erst im 18. Jahrhundert mit Blättern wie der *Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen* (1704), der späteren *Vossischen*, und *The Daily Universal Register* (1785), der heutigen *Times*. Einmal in Gang gesetzt, entwickelte das neue buchdruckerische Produkt seine eigenen Regeln. Konstanter Absatz erforderte eine gewisse Regelmäßigkeit des Erscheinens.

Doch die Periodizität der Zeitungen hing von der wirtschaftlichen Rentabilität ab. Dazu kam, daß das Informationswesen von allem Anfang an Richtung und eine öffentliche Aufgabe der Integration hatte, die weit über das europäische Maß hinausging. Dort handelte es sich um die Artikulation der bürgerlichen Klasse und danach der Arbeiterschaft, hier wurde die Zeitung in das Fundament der Gesellschaft eingebaut.

In Europa wurde überall die Gewerbe- vor der Pressefreiheit erkämpft. Erst 1814 wurde die Pressefreiheit in Frankreich konsolidiert, im Anfangsjahr einer Epoche, die das Bild Europas binnen sechzig Jahren vollständig ändern sollte. Die von der Zensur befreiten französischen Zeitungen fanden sehr bald ein breites Publikum in ganz Europa. Die Berichterstattung aus Paris wurde für die kontinentale Intelligenz der Jahrhundertmitte entscheidend. Laufend verbessert, beschleunigt vor allem, und mit dem Aufbau der ersten Nachrichtenagenturen dem Zufall des Posteinganges entzogen, nach der Erfindung des Telegraphen durch Kabelberichte aus anderen Hauptstädten ergänzt, rückte die Auslandskorrespondenz die Europäer näher zusammen. Die Abstände verringerten sich, infolgedessen vergrößerten sich die Reibungsflächen.

Deutschland hatte im 19. Jahrhundert mit der Einbürgerung der Pressefreiheit andere Schwierigkeiten. Den Ausgangspunkt bildete die Forderung nach größerem Meinungsspielraum zum Zwecke des besseren Selbstverständnisses und zur Formulierung von Gruppeninteressen gegenüber anderen Gruppen. Nach dem Versprechen der Pressefreiheit

1815 hatten die Karlsbader Beschlüsse 1819 die Zensur wieder eingeführt. Das Reichspressegesetz vom April 1874, das noch in Kraft ist, löste die unterschiedliche Landesgesetzgebung ab, die unter den pressfeindlichen Maßnahmen der Bundespolitik zustande gekommen war.

Die wichtigsten publizistischen Beiträge der Deutschen, Polen und Russen zum bürgerlichen Liberalismus entstanden nicht zufällig unter dem Druck der Zensur. Sie verbot ganze Produktionen von Verlagen und trieb die führenden Autoren der Zeit ins Ausland, wo sie dann die Werke verfaßten, die in ihrer Heimat schon verboten waren, ehe sie erschienen. Doch im 19. Jahrhundert schrieben zunächst Autoren mit Spezialkenntnissen, die aus sie ihren - meist hauptberuflichen - Fachgebieten mitteilten, etwa Gelehrte, die aus der Wissenschaft berichteten, Offiziere, die Feldzugserfahrungen preisgaben, Geistliche und Erzieher, auch schon Kaufleute, die von Reisen und wirtschaftlichen Entwicklungen erzählten, Politiker. Die europäischen Berufsjournalisten hingegen entstammen der Französischen Revolution. Sie waren in ihrer Gesamtheit eine Marginalschicht, aus Berufen der staatserhaltenden Intelligenz hervorgegangene Elemente.

Der Rotationsdruck begann in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in England, Mergenthalers Setzmaschine lief 1884. Als erste afrikanische Zeitung forderte 1887 der *Lagos Observer*, Schwarze in den Gesetzgebenden Rat der Kolonie Nigeria zuzulassen. Schon dreißig Jahre früher hatten die Nachrichtenagenturen von Wolff, Stefani, Reuter begonnen, die Nachrichtenbeschaffung weltweit zu organisieren.

Im Jahre 1665 begann mit dem französischen *Journal des Scavants* ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Massenmedien. Diese erste aller *Zeitschriften* brachte in der Form wie im Inhalt eine Spezialisierung gegenüber den Melkrelationen, Gazetten, Zeitungen. Sie bot einem Empfängerkreis, der literarisch entwickelter war als jener der Zeitungen, eine Mischung von Gelehrsamkeit und Unterhaltung. Eine Schicht literarisch gebildeter Bürger, die sich in Frankreich mit der umfassenden Entwicklungsleistung des Staates auf allen Gebieten formierte, hatte sich zum Publikum entfaltet.

Eine periodische Darbietung von Gelehrsamkeit und *Unterhaltung* mußte in Deutschland noch allzu hohe politische und ständische Grenzen überwinden. Es ist der Beachtung wert, das die erste deutsche Zeitschrift, die *Acta Eruditorum* (1682) sich noch an die lateinisch Gebildeten wandte und Gelehrsamkeit, nicht Gesellschaft bot. Der Unterschied der neuen Zeitschrifteneditionen an der Wende des 18. Jahrhunderts war in den verschiedenen Ländern nicht, wie gelegentlich behauptet worden ist, einseitig kulturellen und politischen Ursprungs. Es hat sich eine soziale Schicht aus dem handwerklichen Bürgertum und dem dünnen Gelehrten- und Verwaltungsstand gebildet, die ohne organisierte Reflexion des laufenden Geschehens nicht mehr auskommen kann. Ihr gemeinsames Bewußtwerden sucht nach Hilfsmitteln, um den Umfang des Gemeinsamen zu erfassen.

Die Zeitschriften verbanden die Medien Buch und Zeitung

miteinander und ermöglichten einer verhältnismäßig kleinen Gruppe die Einsicht, was gemein und was unterschiedlich war im sozialen Zusammenhang der einzelnen Lebensbereiche. Die Zeitschriften setzten neue Weiterführung zeitgerecht um, damit der Leser instande sei zu beurteilen, worauf es für ihn im Laufe der Dinge ankomme. Soziale Entwicklungsunterschiede bestimmen die literarischen und geistigen Kämpfe im 17./18. Jahrhundert. Gemeinsam ist den Ländern der einsetzenden industriellen Entwicklung, daß die Zeitschriften anfangen zu moralisieren. Es erfolgte eine Politisierung der Kommunikation. Die europäischen Industrieländer entwickelten im Laufe des 19. Jahrhunderts eine große Zahl von Zeitschriften, die den Bedürfnissen der Arbeitsteilung und der Parteilichkeit entsprachen. In Süd- und Osteuropa hinterließen zunächst nur die literarischen Strömungen ihre Spuren.

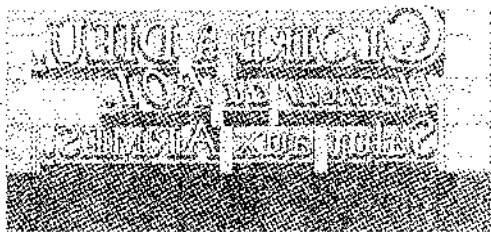
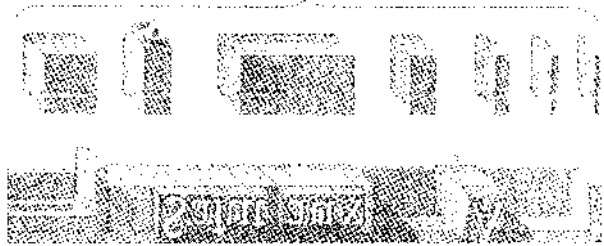
Die *Fachzeitschriften* entwickelten sich in ganz Europa aus dem Informationsbedürfnis, das der Arbeitsteilung folgte. Technisierung der Produktion, Regelung von Arbeitsabläufen, Fragen der Berufspolitik machten ihren Inhalt aus. An sachliche Urörtung gebunden, verwirklichte die Fachpublizistik in ihren Sondergebieten interne Öffentlichkeiten. Die anfänglich noch allgemein verständliche Sprache dieser Publizistik verlor mehr und mehr an Gemeinverständlichkeit, der Gruppenkontext geriet außer Beziehung zum Verständigungssystem der Gesellschaft. Innerhalb der Fachsprachen selber bildeten sich Übersprachen, die auch den weniger spezialisierten Mitgliedern der Fachgruppe nicht mehr begreiflich waren und mit ihrer Kompliziertheit zugleich die Fachleute in Schichten aufspalteten. Trotz dieser Spezialisierung hat die Fachpresse doch mobilisierend auf das Sozialgefüge gewirkt.

Im Industrie-Westen kamen die Zeitschriften um 1900 zu neuer Blüte. Damit entstanden Großorganisationen der metropolitären Presse. Hier überwog das wirtschaftliche Interesse jedes andere, eine beim Umfang solcher Organisationen und den in ihnen investierte Kapitalien unvermeidliche Folge.

Im Jahre 1796 entwickelte Aloys Senefelder in München ein neues Bildruckverfahren, das gegenüber dem Kupferstich wie dem Holzschnitt Vorteile hatte: der Steindruck, auch Lithographie genannt. Wie Gutenbergs Erfindung beruhte die Lithographie auf der rechten Zusammenführung chemischer und physikalischer Vorgänge. Die lithographische Presse konnte anfänglich ungefähr 200 Abzüge täglich liefern, mit Hilfe der Litho-Schnellpresse, wie sie zuerst 1846 Smart in England vorführte, kann man auf 1.200 große oder bis zu 6.000 kleine Abzüge.

Die Schnellpressen, deren erste Friedrich König in London 1810 baute, führten im beschleunigten Tempo alle Arbeiten mechanisch aus, die auf der bis dahin allgemeinen Holzpresse manuell zu verrichten gewesen waren. Stahl, Kohle und Dampf, die Grundstoffe des Maschinenzeitalters, wurden sehr bald für den Illustrationsdruck eingesetzt. Der Zweifarbedruckmaschine folgte nach 20 Jahren eine, die bis zu fünf Farben druckte, dieser die Zweifarbenrotation.





Die entscheidende Erfindung kam erst im letzten Jahrhundertdrittel zur Wirkung, die Photographie. Diesmal lag der Schwerpunkt in Frankreich. 1828 zeigte der Privatier N. Niepce heliographische Bilder. Elf Jahre später publizierte die Akademie das Verfahren des Malers Louis Daguerre, einen Lichteindruck durch chemische Entwicklung auf einer Platte sichtbar zu machen. Kopien waren anfänglich noch nicht möglich; natürliche Farben konnten erst 1865 von Poitevin eingefangen werden und waren damals noch nicht haltbar. 1839 fand Fox Talbot heraus, wie man Photographien auf Papier überträgt.

Die Betrachter konnten das dargebotene Bild ohne Alphabeth lesen und hatten doch die Zusicherung eines naturgetreuen Abbildes, das der exaktesten Beschreibung gleichkam, ja, diese an Authentizität übertraf. Es war auf den ersten Blick nichts Künstliches an der Photographie. Sie erfüllte scheinbar das Verlangen, sich ohne die kritische Anstrengung des Lesens zu informieren, "das Ganze" mit einem Blick zu erfassen. Authentische Verkleinerung der Welt war der Inhalt der Photographie für die Massen des 19. Jahrhunderts, als sie begannen, Ansichtspostkarten zu sammeln, Photoalben anzulegen und die billigen Verfremdungen köstlich zu finden, die Portraitphotographen mit Kulissen und Requisiten herstellten.

Die Geschichte der Photographie ist die Entwicklung ihrer Beweglichkeit. Daguerres Kamera band sowohl ihn wie den Aufzunehmenden fest. Der Kopfhalter, der den zu Photographierenden für die Belichtungszeit erstarren ließ, blieb fast ein Jahrhundert in Gebrauch. Die Glasplatten, auf die aufgenommen wurde, waren leicht zerbrechlich, die Kamera ein unhandlicher Kasten. Um das Photographieren auf

Reisen zu ermöglichen, wurden die Apparate verkleinert, die Platte durch den Film ersetzt. Die Glasindustrie nahm sich der Optik an und vergrößerte den Gesichtswinkel der Linsen. Die Photographie wurde von Anfang an und wird noch heute als Kommunikationsmittel kaum beachtet. Die Fragen kreisen um den künstlerischen Charakter des Photographierens, ob es und, wenn ja, was daran Kunst sei.

Der technische Weg von der starren Photographie zum Film war kurz. 1877 machte E. Maybridge schon 24 Momentaufnahmen in einer Serie, indem er die entsprechende Zahl von Objektiven nebeneinander stellte und in kurzen Abständen auslöste. Es ging bei diesen Versuchen darum, Vorgänge festzuhalten, und es ist soziologisch relevant, daß Läufer und Rempfele bevorzugte Ziele dieses Wunsches waren. Der Ablauf von Bewegungen und deren zielstrebige Konkurrenz sollte im Detail sichtbar gemacht und damit kontrolliert werden. Das ästhetische Vergnügen an der Bewegung kraftvoller Leiber und ihr Vergleich auf einer vorgezeichneten Bahn inspirierten die Technik, in dem von Fortschrittsglauben bestimmten Europa der Jahrhundertwende, das seine äußere Expansion auf die Spitze getrieben hatte, mußte die Starrheit der Photographie als empfindlicher Mangel empfunden werden. Sie entsprach nicht der Imaginationskraft einer prinzipiell dynamischen Kultur. So folgte der Kinematograph der Photographie im selben Augenblick, in dem die Bewegung des Sports von England her - dem am weitesten verstärkerten und imperialistischen Gebiet - die kontinentalen Massen erfaßte.

Als Edison ab 1893 seine photographischen Laufbilder vorführte, die fortlaufendes Geschehen darstellten, mußte jeder Betrachter einzeln durch einen dafür konstruierten Apparat, "peep-show", sehen. Es war dieselbe Betrachtungsweise, die seit Jahrzehnten Schausteller mit "vues fondantes", lebenden Bildern und dergleichen, anzubieten hatten. Schon drei Jahre später fand in New York die erste Projektion von Edison-Filmen auf eine Bildwand statt, die auf der Bühne aufgebaut war. A. und L. Lumière verkauften ihr sehr erfolgreiches Kinéscope de projection 1897 an einen Schausteller, da sie auf die mit der Verführung verbundene Organisation, die immer mehr theaterähnlichen Aufwand erforderte, nicht eingerichtet waren. So zeigte sich im Moment der Erfindung des Films auch der wichtigste technische Unterschied, der ihn von den früheren Medien unterscheidet. Auf den Vorführapparat kann man nicht verzichten, weil er die aufnahmetechnische Analyse wieder zur Synthese bringt. Beim Fernsehen schließt sich an den Filmvorgang eine zusätzliche Transportleistung, die wiederum Geräte und Personal erfordert, dazu die Lizenz des Staates für eine der nicht in beliebiger Zahl vorhandenen übertragungsfähigen Frequenzen.

Diese Besonderheit der Bewegung macht den Film für den Alltagsmenschen kurzweilig im Vergleich zur langweiligen Kunstbetrachtung. Von hier geht seine Faszination für die Massen aus. Schon Reynauds "vorfilmische" Phasenbilder, Lustspiele bis zu 50 m Filmlänge, wurden zwischen 1892 und 1900 von 500.000 Menschen besucht, und den auf Aus-

stellungen und Märkten, in Schulen und auf Wohltätigkeitsveranstaltungen gezeigten ersten meist einminütigen Filmen strömten Zehntausende zu. Auch der erste durch Filme hervorgerufene Brand 1898 hatte gleich Riesenausmaß: In der Parik kamen 150, nach anderen Angaben 200 Zuschauer ums Leben. Man zeigte die ersten Streifen mit abgeschlossener Handlung, Tricks, optische und Theatertricks verblüfften die Zuschauer ein paar Jahre lang, dann wurde der Spielfilm erfunden, um das zurückgehende Interesse des Publikums wach zuhalten. Der Ciné-Roman lieferte von Frankreich, der (stumme) Opernstil mit historischen Themen von Italien her neue Anregungen. Die Kameras wurden beweglicher.

Im Ersten Weltkrieg behauptete für kurze Zeit die neutrale dänische, ihr folgend die schwedische Filmindustrie das Feld. Mit staatlicher Finanzhilfe und auf militärische Initiative hin wurde 1917 in Deutschland die Universum-Film-AG (Ufa) gegründet, die von der Rohfilmherstellung bis zum Lichtspielhaus alle Produktionsstufen umfaßte. Diese Organisation bot die Möglichkeit, jede unerwünschte Einwirkung aus den verschiedenen Phasen der Vermittlung auszuschalten und finanziell, künstlerisch wie textlich geschlossene Filme anzubieten. Im totalitären Staat Hitlers wurde die Ufa 1942 zum Rückgrat des staatlichen Filmonopols.

Buch, Zeitung, Zeitschrift begleiteten die Expansion Europas durch vier Jahrhunderte. Film, Phonograph und Grammophon wurden als moderne Methoden, Bilder und Klänge aufzuzeichnen und wiederzugeben, auf dem Höhepunkt dieser Expansion erfunden.

In den vielen hundert mittelmäßigen Filmen, die zwischen den beiden Weltkriegen gedreht wurden, sahen Millionen Europäer und Amerikaner immer wieder die beherrschende Figur ihrer Vergangenheit, den Helden. Nur ein Held scheiterte, Charlie Chaplins Kleiner Mann, aber er scheiterte komisch und blieb ohne kongeniale Nachfolge.

In der Weltwirtschaftskrise, 1929/1932, verwandte die Filmindustrie eine technische Neuerung, um die Zuschauerzahlen zu halten, den Tonfilm. Die Verbindung von Bild und Ton hatte von Anfang an die Techniker beschäftigt, Edison und andere Pioniere hatten an ihr gearbeitet, andere sie weiterentwickelt, ohne daß sie industriell interessierte. So blieb der Film noch stumm, zuerst mit Bilderklärer, dann mit unterlegtem Begleittext, mit Klavierspieler oder Grammophon, als der Unterhaltungsrundfunk schon eingebürgert war. Der erste große Radiosender hatte 1921 den Betrieb aufgenommen, drei bis fünf Jahre später hatten alle Industrieländer ihre eigenen Rundfunkgesellschaften, 1926 brach eine amerikanische Gesellschaft, die vom Bankrott bedroht war, den ersten Tonfilm auf den Markt. Nun mußten die anderen Firmen

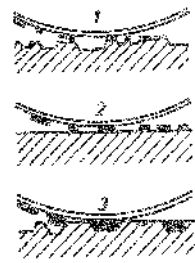
nachziehen, gerieten aber dabei in die finanzielle Abhängigkeit der Ton-Patentinhaber in der Elektroindustrie sowie der Großbanken.

In den frühen dreißiger Jahren machten sich in der amerikanischen, britischen, sowjetischen und deutschen Filmwelt staatliche Maßnahmen bemerkbar. In Amerika belebt Roosevelts New Deal die Dokumentarberichterstattung. In der Sowjetunion schrieb der erste Fünfjahrplan Interpretation des sozialistischen Aufbaus vor. Das galt auch für den Film. Damit war der russische Realismus am Ende. Der Sozialistische Realismus, der an seine Stelle trat, litt unter dem Zwang, um jeden Preis positiv sein zu müssen. Die englische Filmwirtschaft steigerte sich bis 1937 zur ersten Europas, nachdem der Cinematograph Act von 1927 die amerikanische Einfuhr minimalisiert hatte. Im Zweiten Weltkrieg erreichte sie Höhen der dokumentarischen Berichterstattung, die ihresgleichen nicht hatten. Die Übernahme der deutschen Staatsgewalt durch die Nationalsozialisten 1933 zwang die besten Filmkünstler zu emigrieren und machte den schon in der Ufa-Produktion angelegten Nationalismus zum Filmthema Nr. 1. In Frankreich schlug der Stummfilm zunächst in den Sprechfilm um. Der Farbfilm kam auf. Der italienische Faschismus begann in derselben Zeit, systematisch filminteressierte Jugend zu fördern, gründete in Rom eine Film-Akademie und führte jährliche Wettbewerbe ein. Indien, das nach 1945 zeitweilig eines der stärksten Filmländer der Welt wurde, dreht in fünf Sprachen Filme.

Seit den fünfziger Jahren hat die Filmwirtschaft in den alten Industrieländern die Konkurrenz des Fernsehens auszuhalten. Eine Serie technischer Verbesserungen der Vorführgerätschaften, der Sterophonie, Versuche, die dritte Dimension zu gewinnen, wurden unternommen und zum größten Teil wieder verworfen. Sie konnten den Vorteil des Fernsehens nicht wettmachen, das vom Zuschauer keinen Gang ins Theater verlangt, sondern die gefilmte Welt ins Haus bringt. 1897 gelang es Marconi, zum ersten Mal Radiowellen zur Übertragung auf eine größere Entfernung zu benützen, vier Jahre später funkte er über den Nordatlantik. 1920 war drahtlose Telefonie auf 2 000 km Distanz möglich.

Der wichtigste Punkt dieser und jener weiteren Entwicklung der Radiotechnik war ein politischer. Der Äther, durch den sich die Radiowellen bewegen, kann nicht durch staatliche Grenzen abgeschlossen werden. Der Grundsatz, daß der Luftraum über einem Territorium der Hoheit dessen unterliegt, der die Gebietshoheit innehat, läßt sich gegen Ätherwellen nicht mit Gewalt durchsetzen. Bei unterschiedlicher Ausbreitung, die, je nach Wellenlänge und Stärke des elektrischen Senders, von Sichtweite bis zu 4.000 km und mehr reicht, versagen Grenzvorstellungen, wie sie bei der Luftfahrt. Andererseits stehen nicht beliebig viele Wellenbänder zur Verfügung, sodaß bei zunehmender Zahl der Sender (1949 = 3.500) kaum einer ungestört zu empfangen wäre, wenn nicht internationale Übereinkünfte den Radio-Verkehr regelten.

Diese technischen Notwendigkeiten führten 1932 zur Eingliederung des Radios in die für den Post- und Fernmelde-



Druckverfahren:
1 Hochdruck,
2 Flachdruck,
3 Tiefdruck



verkehr im 19. Jahrhundert entwickelten internationalen Organisationen. Die wirtschaftliche Expansion hatte den Allgemeinen Postverein mit einer einheitlichen Ordnung des Postverkehrs (1874) notwendig gemacht, ein Jahr später regelte die vierte Telegraphenkonferenz in Petersburg die Drahttelegraphie (seit 1833). Sie wurde auf den Telefonverkehr ausgedehnt, 1884 ein Vertrag zum Schutz der unterseeischen Kabelnetze geschlossen.

Das neu entstehende Medium war also im kleinräumigen Europa von Anfang an von der Technik her politisch belastet. Das unterscheidet seine Organisationsbedingungen von denen der literarischen Medien und des Films, deren Material, Papier und Zelluloid, noch für einige Zeit in



beliebigen Mengen hergestellt werden kann. Ätherwellen müssen rationiert werden. Sie sind eine res communis omnium.

Technisch eine Kombination der geringen Erfahrungen mit Hörfunk und Film und deren elektronischer Weiterentwicklung, wurde das Fernsehen in der Epoche des Zweiten Weltkrieges in Großbritannien und den USA entwickelt. Deutsche Anfänge nach dem Prinzip der Nipkowschen Scheibe blieben stecken. Der Krieg unterbrach die Entwicklung um zwei Jahrzehnte.

Seine Höchstleistung als Informationsmittel erreicht das Fernsehen in der direkten Übertragung noch offener Ereignisse vom Ort des Geschehens: Fußballspiele, Parlaments-

debatten, Schiffstauen, Reportagen als Katastrophengebieten oder in der direkten Wiedergabe ("Live-Übertragung") von Diskussionen aus den Studios. Hierbei kann das Fernsehen die Aktualität des Hörfunks erreichen, wobei es freilich von der Vorzeigbarkeit der Situation abhängt. Nicht jede wichtige aktuelle Nachricht ist bildlich erfassbar. Aber die Zuschauer wollen Bilder haben, also bekommen sie Bilder. Das ist der Grund, warum seit der Ausbreitung des Fernsehens die Welt mit Informationen überschwemmt wird, die in der Zeitung im Lokalteil, auf der Witzseite oder überhaupt nicht erscheinen. In ihrer Massierung jenen sie von den unerfreulichen und deshalb zu ändernden Verhältnissen ab auf die erfreulichen, beruhigenden und oft genug auf die im Sinne der Herrschenden vorfabrizierten Dinge. Dennoch vermittelt die Live-Übertragung von draußen noch am ehesten "Fernsehen", die meisten anderen Darbietungen sind übertragenes Lichtspiel. Bei der Aufnahme aktueller Ereignisse können die auftretenden Personen nur selten zurechtgemacht werden wie im Studio. Sie kontrollieren ihre Bewegungen nicht, wie sie es tun, wenn sie einen einstudierten Auftritt haben. Diese Beobachtung gilt allerdings mit der Einschränkung, daß schon die Anwesenheit einer Fernsehkamera das Verhalten der Leute ändert. Sie reagieren heute wie ihre Großväter auf den Photoapparat mit erhöhter Wachsamkeit.

In der durch den psycho-physiologischen Rezeptionsvorgang einerseits und den technischen Einstellungszwang der Kamera andererseits bedingten "Naivisierung" des Fernsehpublikums liegt also die Schwierigkeit bei allen Beiträgen, die der Information oder der Belehrung dienen sollen und scheinbar authentische Vorgänge wiedergeben. In Wirklichkeit sind sie Deutungen nach der Auswahl ihres Autors und in den Verkürzungen, die sich aus der Technik und der Ökonomie der sendenden Station ergeben. Ihre Authentizität liegt gerade nicht in dem, was sich der naiven Anschauung bietet, sondern in der Einordnung des Geschehens in die Bedingungen seiner Produktion und in der Ausdeutung des sichtbar gewordenen Vorganges in seine Voraussetzungen und Hintergründe. Eine gute Fernsehinformation ist wie ein einziger Satz mit Subjekt, Prädikat und Objekt. Aber die Beweglichkeit des Bildes und die Organisation seiner Darstellung erlauben nicht, ihn in den Konjunktiv zu setzen.

(Der Text entstammt in gekürzter Form aus HARRY PROSS' seit längerem vergriffenen Buch "Moral der Massenmedien", Köln, Berlin, 1967.)

Von Zeitungskritikern und dem "Verderb der deutschen Sprache" durch den Journalismus

Die Kritik an der Sprache der Zeitungen als die Klage über ihre sprachliche wie stilistische Gestaltung ist so alt wie das Medium selbst und geht auf die bis zu seinen Ursprüngen zurückreichende historische Auseinandersetzung mit dem Journalismus als gesellschaftliches Phänomen zurück.

Der Grund dafür, weshalb die Sprach- und Stilkritik an den Zeitungen mit einer derartigen Anteilnahme und Leidenschaft, ja wenn man Karl Kraus betrachtet, möchte man regelrecht sagen - mit einer derartigen Vehemenz - verfolgt worden ist, liegt, wie Hans Eggers meint, darin, daß die Presse durch die massenhafte Verbreitung der Tagesblätter zu einer Massenpresse geworden ist, die die "in zwei Jahrhunderten zur Höhe der Klassik entwickelte Schriftsprache in jedes Haus getragen" hat. Diese "Demokratisierung der Schriftsprache" durch die Presse habe die Sprache der Allgemeinheit nachdrücklich beeinflußt, da "die Presse als Hauptquelle sprachlicher Wandungen" anzusehen sei.

Unterschiedlich ist allerdings die Bewertung dieses Einflusses: Sah Eggers in der "Demokratisierung der Schriftsprache" noch einen positiven Ansatz u.a. zur Volksbildung, gehen die meisten anderen Sprachkritiker in ihrer Wertung von dem, trotz Abweichungen bezüglich Formen und Auswirkungen tendenziell doch allen gemeinsamen Standpunkt aus, die Zeitungssprache sei hauptverantwortlich für den vermeintlichen Verfall der deutschen Sprache, der sich z.B. im übermäßigen Fremdwortgebrauch äußere.

Den Umstand, daß die Zeitung jedoch ihrerseits von Sprachformen anderer Bereiche des öffentlichen Lebens beeinflußt ist, nahmen nur wenige der Kritiker zur Kenntnis.

In der Vorrede zu seinem, signifikativ Karl Kraus gewidmetem Buch "Die Leiden der jungen Wörter" schrieb der Österreicher Hans Weigel 1976 über diese Wechselwirkung z.B. folgendes:

"Jede Zeit sagt, daß derzeit die Sprache so gefährdet und von Zersetzung bedroht sei wie nie zuvor.

In unserer Zeit aber ist die Sprache tatsächlich so gefährdet und von Zersetzung bedroht wie nie zuvor.

Nicht die Fremdwörter sind schuld. Die Fachsprachen sind schuld, die Termini tecnici, die in die Sprache einsickern, und sie sind um so tückischer, je weniger fremd sie äußerlich sind. Erarbeiten ist tückischer als Relevanz, weil scheinbar harmloser.

Nein, die Fachsprachen sind nicht schuld. Der Journalismus ist schuld, der geschriebene Journalismus und der gesprochene des Radios und des Fernsehens.

Nein, der Journalismus ist nicht schuld. Er ist nicht Ursache, nur Anlaß. Die Journalisten der Presse und der drahtlosen Anstalten sind nicht die Erreger, nur die Bazillenträger.

(...) Fabrikdienstleiter, Revierinspektoren und Augenzeugen geben der Ton an.

Die Journalisten sind nicht schuld, sondern ihre Gesprächspartner, die es von ihnen haben; sie aber haben es von den Professoren.

Die Fremdwörter sind nicht schuld, die Fachausdrücke sind nicht schuld, die Journalisten sind nicht schuld. Die Professoren sind schuld.

(...) Was nicht von den Professoren kommt, kommt von der Sprache der Meinungsgötzen, der Umfrage-Apostel, der Konsumologen und Marketosophen, der Empfehlplaner, die alles erheben und alles wissen und alles vorherhersagen, die das Gras wachsen hören und die Graswachstumsraten im voraus berechnen und viele schnittige, kesse, fabriksneue, statuskonforme junge Wörter aussprühen. Von ihrer Sprache und von der Sprache ihrer Pressereferenten und Textilaboranten kommt das, was nicht von den Professoren kommt." (HANS WEIGEL: "Die Leiden der jungen Wörter." München, 1976)

Doch der Kritiker der Zeitungssprache gab es zweierlei Arten: Versuchten die einen mit ihren Klagen auf eine Besserung der Zustände in der deutschen Presse und somit auch auf eine Besserung des allgemeinen Sprachgebrauchs hinzuwirken, verfolgten die anderen weder derartige Ziele noch hegten sie ähnliche Hoffnungen bezüglich Belchbarkeit bzw. Sensibilisierung des Verantwortungsbewußtseins der Zeitungsschreiber, sondern beschränkten sich mit ihren Urteilen auf die endgültige Ächtung des Genres.

Heute kann man jedoch nicht mehr umhin, die Zeitungssprache als stilistisch wie sprachlich eigenständige Ausdrucksform des Menschen im ausgehenden 20. Jahrhundert, dem durch zunehmende Vermedialisierung gekennzeichneten Informationszeitalter, anzusehen, was jedoch nicht gleichbedeutend sein muß mit einem Verzicht auf die - vor allem gerade in einer solchen Zeit - notwendige kritische Distanz zu den Medien.

Auch stimmt es, daß, wie Nikolaus Benckiser meint, jeder



„Sprachpflege“ notwendigerweise ein bestimmtes Maß an Konservatismus zugrunde liegt bzw. zugrunde liegen muß. Doch die damalige Kritik war vornehmlich eine konservative Sprachkritik, die darauf abzielte, traditionslastige Maßstäbe des guten Stils zu verabsolutieren (siehe z.B. Schopenhauer oder Ferdinand Kürnberger) und die soziale wie funktionale Bedeutung und Wandelbarkeit der Sprache als Alltagssprache, als Ausdrucksform des alltäglichen Lebens verkannte und daher jeden Sprachwandel als Übel ansah. Worin sich jedoch sowohl die konservativen als auch die progressiven Kritiker der Zeitungssprache einig waren, ist die Meinung, daß Zeitungen und Zeitschriften „die Hauptlektüre des durchschnittlichen Deutschen“ seien (Nietzsche) bzw. „mehr als neun Zehntel der überhaupt Lesefähigen zu den Zeitungen als der einzigen Lektüre griffen“ (Schopenhauer) und, wie Schopenhauer in „Über Schriftstellerei und Stil“ meinte, „folglich fast unausbleiblich ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil nach diesen“ bildeten „und sogar in ihrer Einfalt dergleichen Sprachverhinzungen für Kürze des Ausdrucks, elegante Leichtigkeit und scharfsinnige Sprachverbesserung“ hielten, „ja überhaupt den jungen Leuten ungelehrter Stände die Zeitung, weil sie doch gedruckt ist, für eine Auktorität“ gelte.

Hiermit erklärt sich wohl auch die Entschlossenheit, mit der Schopenhauer jeden Wohlgesinnten und Einsichtigen aufrief, mit ihm Partei zu ergreifen „für die deutsche Sprache gegen die deutsche Dummheit“.

Er forderte sogar, daß „von Staats wegen dafür gesorgt werden“ solle, „daß die Zeitungen in sprachlicher Hinsicht durchaus fehlerfrei wären. Man könnte zu diesem Zweck einen Nachzensor anstellen, der, statt des Gehaltes, vom Zeitungsschreiber für jedes verstümmelte oder nicht bei guten Schriftstellern anzutreffende Wort, wie auch für jeden grammatischen, selbst nur syntaktischen Fehler, auch für jede in

falscher Verbindung oder falschem Sinne gebrauchte Präposition einen Louisd'or als Sportel zu erheben hätte; für freche Verhöhnung aller Grammatik aber, wie wenn ein solcher Skribler statt „hinsichtlich“ hinsichts schreibt, drei Louisd'or und im Wiederbetretungsfall das Doppelte.“ Er schloß - und hierin wird nicht nur sein besonderes Verhältnis zur deutschen Sprache, die zu schützen ihm ein Anliegen war, sichtbar, sondern auch seine geringe Wertschätzung gegenüber Journalisten und dergleichen „Skribler“ - mit: „Oder ist etwa die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze wert ist, den doch jeder Misthaufen genießt? Elende Phylister! Was, in aller Welt, soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler

und Zeitungsschreiber diskretionäre Gewalt benehmen, mit ihr zu schalten und zu walten nach Maßgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes?“

Auch Nietzsche ließ nicht viel Gutes an der Journalistengilde, was bis hin zur Bezeichnung „Schweine-Deutsch! - Verzerrung! Zeitungsdeutsch!“ reichte, mit der er den Stil des zeitgenössischen Schriftstellers Friedrich Albert Lange kommentierte.

Nietzsche verurteilte wie Schopenhauer den Hang der Zeitungsschreiber zu sprachlicher Willkür, zu „frechen Korruptionen an der Sprache“, zu Übertreibung und Effekthascherei, durch die sie der Monotonie zu entgehen suchen. Vor allem aber tadelte er die ausdruckschwache Gleichförmigkeit verbrauchter Alltagswendungen. Er meinte, daß sich die Sprache der Journalisten „in dem unaufhörlichen Tropfenfall gleicher Wendungen und gleicher Worte“ dem Ohr des durchschnittlichen Zeitungslesers einprägte, und dieser, „da er meistens Stunden zu dieser Leserei benutzt, in denen sein ermüdeten Geist ohnehin zum Widerstehen nicht aufgelegt ist, (...) allmählich (...) in diesem Alltags-Deutsch heimisch“ werde und „seine Abwesenheit nötigenfalls mit Schmerz“ vermisse.

Ferdinand Kürnberger hingegen meinte, der Journalismus „setze in Orthographie, Syntax, Wortbildung und auch in ganzen Redensarten Neuerungen von einem Ausmaß durch, das der gesamten Buchliteratur versagt sei“, und er konstatierte darüber: „Schriftsprache wird mehr und mehr heißen Journalsprache.“ An diese Prognose knüpfte er die „Mission“ der Journalisten,

sich zu „Hütern der Sprache“ verpflichtet zu fühlen und hielt sie an zu „größerem sprachlichem Verantwortungsbewußtsein“. Der Ratschlag, sich am „Deutsch Lessings und Goethes“ zu orientieren, da dieses sonst aufhören würde, „eine lebendige Sprache zu sein“, erinnert stark an Schopenhauer, jedoch mit dem wohl nicht unbeträchtlichen

Unterschied, daß dieser den Journalisten kein Besserungsvermögen zusprach.

Ähnlich wie Hans Weigel formulierte auch Eduard Dingel, eines der Mitglieder des 1885 gegründeten Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, im Kapitel „Zeitungsstil“ seines 1911 erschienenen Buches „Deutsche Stilkunst“ die Apologie der Pressesprache, indem er es als „schreiende Ungerechtigkeit“ bezeichnete, daß die Zeitung zum „Sühneboek für alle Sünden des deutschen Stiles“ geworden sei. Er verteidigte die Zeitungssprache vor allem gegen jene der deutschen Wissenschaft, der er das „schlechtesten Deutsch“ zuschrieb. Der Zeitungsstil sei nämlich im allgemeinen „unvergleichlich klarer“ als der wissenschaftliche. In der Tat

„Wieviel wird um Brot und wie wenig als Brot geschrieben.“

Christian Morgenstern

kämen "auf jeden guten wissenschaftlichen Schreiber (...) zehn gute Zeitungsschreiber".

Einer, der schon allein in seiner sprachlichen Anklage, aber auch in der Formulierung seiner "apokalyptischen Visionen" betreffend das Deutsch der "Neuen Freien Presse", wie er sie zu nennen pflegte, weit über alle anderen Sprach- und Zeitungskritiker vor ihm hinausging, war Karl Kraus, der aus dem bemerkten Sprachverderb heraus forderte, daß den Menschen das Sprechen verboten werden müsse: "Die Zeichensprache reicht für die Gedanken, die sie mitzuteilen haben, vollkommen aus.", denn "die Sprache ist das Material des Literarischen Künstlers; aber sie gehört nicht ihm allein, während die Farbe doch ausschließlich dem Maler gehört."

Kraus' Verachtung des journalistischen Sprachgebrauchs beschränkte sich jedoch nicht auf die Verteufelung einer seiner Ansicht nach falschen Sprachverwendung, sondern ging sogar so weit, es sogar verwerflich zu finden, "daß man die Sprache als bloßes Mitteilungs- und Ausdrucksmittel zu beherrschen strahle": "Keinen Gedanken haben und ihn ausdrücken können - das macht den Journalisten."

Kraus berief sich in seinem Kampf gegen die Presse und ihre Sprache mehrfach auf Autoren des vorigen Jahrhunderts (Schopenhauer, Nietzsche, Kürnberger, Lassalle u.a.), wobei er an eine Verschlimmerung des Zustandes gegenüber den vergangenen Zeiten glaubte: "...die deutsche Umgangs- und Zeitungssprache könnte Gott danken, wenn sie heute noch auf dem Niveau wäre, auf dem Schopenhauer sie verächtlich gefunden hat."

Wie zuvor etwa schon Nietzsche, wandte sich auch Kraus gegen den journalistischen Anspruch, zur Bildung der öffentlichen Meinung beizutragen, indem er der Presse jedes Recht zur Vertretung geistiger, moralischer, kultureller oder politischer Ziele absprach, was bereits in der Periodizität als äußerst bedenklicher Grundbedingung journalistischer Tätigkeit ersichtlich wäre. "Infolge derer sich der Zwang zum Schreiben über das unmittelbar Wissenswerte hinaus, als äußerlich begründetes Prinzip, verselbständigen konnte". Ebenso verdonnerte er aber, obwohl sein Sprachideal in erster Linie aus dem Bereich des Dichterschen stammte, jede Form von dichterscher Stilform oder deren Adaptierung in der Presse sowie ein Mitwirken von Schriftstellern in den Zeitungen, "die etwa die Metapher zur Phrase vorkommen lassen", denn entgegen Schopenhauer bewog Kraus diese Idealisierung der Dichtersprache nicht dazu, von anderen Gebieten schriftlicher Sprachverwendung zu fordern, sie sollten sich an ihren literarischen Vorbildern orientieren. Kraus forderte zunächst eine Beschränkung der Presse auf rein mitteilende Funktionen, d.h. den Verzicht auf journalistische Meinungsäußerung, ohne dabei auf die Tatsache einzugehen, daß bereits die Auswahl und Darstellung der Fakten von subjektiven Voraussetzungen ausgeht. Während er damit jedoch der Presse immerhin noch eine gewisse Existenzberechtigung zusprach, erklärte er später, er bezwecke mit fast jeder seiner Zeilen "daß die Presse aufhöre zu sein". Er schob sogar der Presse die Schuld am Ersten

Weltkrieg und schließlich auch am Aufkommen des Nationalsozialismus zu, indem er behauptete, "...der Nationalsozialismus hat die Presse nicht vernichtet, sondern die Presse hat den Nationalsozialismus erschaffen."

Kraus wollte nicht wahrhaben, daß die Presse ein zunächst wertneutrales und erst im Falle des Machtmissbrauchs unheilvolles Medium ist, oder wie es ihm Walter Benjamin entgegenstellt: "Die Zeitung ist ein Instrument der Macht. Sie kann ihren Wert nur von dem Charakter der Macht haben, die sie bedient ..."

Dabei bekämpfte Kraus die Presse als die vermeintlich ärgste Beirung der Menschheit ("jenes größte Übel der menschlichen Gesellschaft") mit allen seinen Mitteln, da er das Überhandnehmen eines verwerflichen Sprachgebrauchs weniger als Folge, sondern vielmehr als Ursache gesellschaftlicher Fehlentwicklungen ansah und den Journalismus nicht als deren Opfer, sondern als deren Urheber: "Jawohl, ich halte die Folgeerscheinung für die Ursache; der Spiegel macht das Gesicht."

Was fast alle der behandelten Kritiker der Zeitungssprache als Hauptursache für die Mangelhaftigkeit der Zeitungssprache nennen, ist der Hinweis auf den, der journalistischen Arbeit aufgrund der Aktualitätsforderung und der Periodizität eigenen Zeitdruck, oder wie Franz Mehring es kurz und prägnant formuliert: "Lieber laßt man, als daß man spricht, wenn man nur zuerst eine neue Nachricht auf den Markt schleudern kann."

Anders als etwa Nietzsche oder Kraus, die sogar jene Erscheinungsform der Zivilisation ablehnten, die die Zeitungen hervorgebracht hatte, sah Karl Weber die Sache: "Die Zeitung verdankt ihr vermindertes kulturelles Ansehen den abwertenden Eigenschaften der Periodizität und der Tagesgebundenheit, und gemeinhin steht die Anfechtung ihrer sprachlichen Beschaffenheit in der Reihe der Gründe, die sie nur als Produkt der Zivilisation und nicht als ein Werkzeug der Kultur gelten lassen."

Gustav Wustmann, philologisch-historischer Schriftsteller aus Leipzig, der vor allem der papierenen Sprache der Juristen eine besonders schädliche Einwirkung auf das Zeitungsdeutsch zuschrieb, begründete die "arge Fehlerhaftigkeit" der Zeitungssprache aus der "Unsumme von Halbbildung und Unbildung", die in der Presse am Werk sei. Er vertrat die Ansicht, die Masse der für die Zeitung Tätigen bestehe aus Existenzen, die anderswo Schiffsbruch erlitten hätten: "Verfuschte Akademiker aller Fakultäten (...), wo schlupfen sie unter? Bei einer Zeitung."

(alle Zitate, außer wo anders angegeben, nach: DIETER FISCHER: "Von Börne bis Kraus: Auseinandersetzungen um die Zeitung und ihre Sprache." In: *Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung*, Heft 4, Oktober-Dezember 1983, Konstanz, 1983.)



Nur Gott ist objektiv

"Die Objektivität liegt in den letzten Zügen." Ich hoffe inständig nicht nur, daß dieser Satz ganz wörtlich stimmt, ich wünsche auch, daß die "Objektivität" vollends hinübergeht. Wir häuten eine Schimäre los, man könnte wieder wahrhaftiger über Grundpositionen des Journalismus diskutieren. Grundpositionen des Journalismus sind: Fairneß, Pluralismus, Verantwortung, Ethos. Dies alles sind ganz subjektive Positionen, die bisher als Objektivität galten. Da wurde ein Wort vergowalligt, allerdings nahezu widerstandslos. Auch wenn der Papst in seiner eindrucksvollen Rede in München von Journalisten "Objektivität" forderte, ich bleibe dabei: Es gibt keine Objektivität im Journalismus. Es gab sie nie, es gibt sie nicht, es wird sie nie geben. Sie hat soviel Vernebelung und Unheil angerichtet, daß der Abschied von einer vermeintlichen "Objektivität" eigentlich leicht fallen müßte - eigentlich.

Die typisch deutsche Sucht nach "Objektivität" ist die typisch deutsche Sucht nach Päpsten, die Wahrheiten vermitteln. Es gibt in Politik und Wirtschaft aber selten die Wahrheit, es gibt fast immer Wahrheiten: linke und rechte, konservative und liberale, Gewerkschaftswahrheiten und Unternehmerwahrheiten und viele, viele Wahrheiten dazwischen. Das entspricht einer freien und pluralistischen Gesellschaft.

Hinter der Sucht nach "Objektivität" steckt eine vordemokratische Vorstellung von einer konfliktfreien, harmonischen Gesellschaft.

Wenn es "objektiven" Journalismus gäbe, bräuhete man nicht über Ausgewogenheit und Toleranz zu streiten. Über Ausgewogenheit und Toleranz muß man aber immer neu streiten, weil es keine "Objektivität" im Journalismus gibt. "Objektivität" und Ausgewogenheit schließen sich gegenseitig aus.

Und im Fernsehen gilt ohnehin die gar nicht neue Einsicht: Das Objektiv einer Kamera ist nicht "objektiv", sondern subjektiv, weil abhängig von Kameramann und Licht und Reporter und vielen Zufällen.

Meine Erfahrung ist auch: Objektiv ist, was gefällt, was nützt, was man gerne hört, was die eigene Meinung bestätigt. Als nicht objektiv bei Zuschauern und Parteien, bei Kirchen und Gewerkschaften, bei Unternehmen und Bürgerinitiativen, bei Linken und Rechten gilt, was nicht gefällt, was die eigenen Interessen beeinträchtigt, was man nicht gerne hört, was die eigene Meinung in Frage stellt.

Weil der Fernsehjournalist noch mehr als die Kollegen der Zeitung oder des Rundfunks manipulieren muß - manipulieren im handwerklichen Sinne -, darf er noch viel weniger als diese den Eindruck "objektiver" Berichterstattung erwecken. Er wird allenfalls versichern können, sich um die nie erreichbare "Objektivität" zu bemühen. Aber schon dieser Versuch, die hehre Vorstellung eines "objektiven" Journalismus so zu retten, ist doch nichts anderes als die Urschreibung für die Subjektivität journalistischen Handwerks.

Objektivität könnte es letztlich nur geben, wenn es eine Institution gäbe, die bestimmt, was "objektiv" ist. Zensur wäre also Voraussetzung für "Objektivität". Das ist - vielleicht - möglich in totalitären und autoritären Gesellschaften, aber nicht in pluralistischen. Journalistische Freiheit und journalistische "Objektivität" schließen sich gegenseitig aus, sind ein Widerspruch in sich. "Objektiv" hieße Wirklichkeit wirklich wiedergeben. Das schafft nicht mal totales Fernsehen. Wir bringen weder wirkliche Wirklichkeit noch "zweite Wirklichkeit", sondern allenfalls Teil-Wirklichkeiten über den Bildschirm. Ich schlage vor, statt "Objektivität" vom Journalisten Fairneß zu verlangen. Fairneß zeigt an, daß es sich um ein Bemühen handelt, um einen Prozeß, nie um letzte Wahrheiten! Nach mangelnder "Objektivität" ist "Manipulation" der meistgebrauchte Vorwurf gegen Fernsehjournalisten. Manipulation heißt aber im Fernsehen ganz



schlicht: ein Thema in die Hand nehmen, eine Magazinstory in den Griff bekommen, in acht Minuten einem Millionen-Publikum Teile eines Problems erklären: Manipulation im Fernsehen heißt schließlich Regie führen, heißt einen Film dramaturgisch gestalten (müssen)! Manipulation in diesem Sinne ist unser Geschäft. Manipulation kommt von manus, die Hand, und heißt folglich: ein Thema in die Hand nehmen, unpacken. Manipulation im Fernsehen heißt immer: auswählen und plazieren. Es gibt keine Information ohne Manipulation.

Diese Manipulation ist nötig und möglich. Entscheidend dabei ist jedoch, daß es einen Pluralismus der Manipulationen, Manipulationsziele und Manipulationstechniken gibt. Entscheidend ist, daß der Zuschauer weiß, es wird manipuliert. Dies schafft Distanz und Vorsicht.

Das journalistische Selbstverständnis, für das ich plädiere, ist dieses: engagierter, aber nicht parteiischer; kritischer, aber nicht einseitiger; fairer, aber nicht neutraler oder gar "objektiver" Journalismus. Ein wirklich kritischer Journalist ist per definitionem kritisch nach *allen* Seiten. Er wird gar nicht so tun können, als gäbe es auf einer Seite nur Gute und Gutes und auf der anderen Seite nur Böse und Böses. Ein wirklich kritischer Journalist kann auch extreme Meinungen vertreten, unbequeme Wahrheiten aussprechen, er kann sogar agitieren und polemisieren. Entscheidend ist, daß er *alle* politischen und gesellschaftlichen Gruppen mit der gleichen Schärfe, mit der gleichen Distanz, mit dem gleichen Engagement behandelt. Spätestens hier scheint auch mir der Einwand des kritischen Lesers berechtigt: Das schafft doch keinen; das geht doch gar nicht; gerade ein engagierter Journalist kann doch nicht zu allen Parteien die *gleiche* Distanz haben. Das Problem der Äquidistanz ist für einen einzigen Journalisten sicher kaum lösbar; um so wichtiger ist die Pluralität der Meinungen, der Fähigkeiten und der Parteibücher in der politischen Redaktion einer Fernsehanstalt.

Pluralität nach den Kriterien der Qualität provoziert einen guten Journalisten geradezu, das Haar in einer Suppe auch dann vorzuzeigen, wenn ihm der Koch vielleicht ganz sympathisch ist.

Journalisten müssen unbequem sein! Und niemals "objektiv". "Objektivität ist der größte Betrug am Seher, Leser und Hörer."

Karl Jaspers' Antworten auf Fragen nach der Philosophie könnten auch Grundregeln für das Bemühen um fairen Journalismus aufzeigen: "Philosophie heißt: Auf dem Weg sein. Ihre Fragen sind wesentlicher als ihre Antworten, und jede Antwort wird zur neuen Frage." Journalismus beginnt wie die Jaspersche Philosophie immer mit der Frage: Was ist? Die Frage: "Wie sollte es sein?" hat hinter der ersten Frage zurückzustehen - auch im Magazin sind Fakten wichtiger als Meinung.

Das Fragen, das Staunen, der Zweifel, die kritische Prüfung, das Wissen um die Grenzen, diese philosophischen Kriterien können auch hilfreiche Kriterien eines verantwortungsbewußten Journalismus sein. Jaspers: "Ohne radikalen



Zweifel kein wahrhaftes Philosophieren."

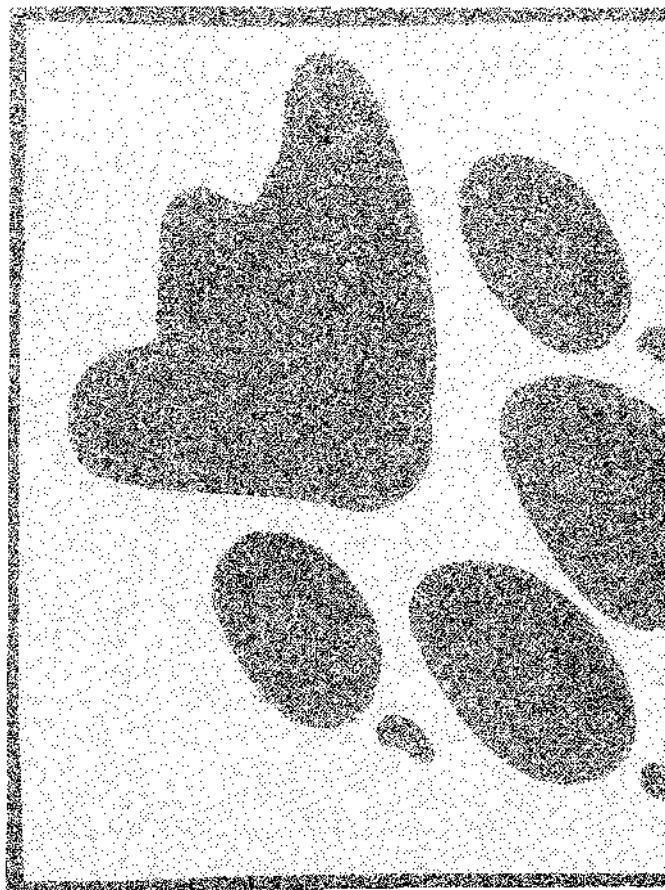
Zweifeln an den eigenen Erkenntnissen und Meinungen, Gegenfragen, kontroverse Meinungen zu Wort kommen lassen, Angegriffenen die Chance zur Verteidigung geben. Weil dies alles ein stetes Bemühen ist, über dessen Gelingen immer gestritten werden kann und muß, halte ich die Forderung nach Fairneß für realistischen, aktueller und dringlicher als den Ruf nach der "Objektivität".

Schon Goethe hielt nichts von "Objektivität" im Sinne von letzter Wahrheit. Anders wäre der Buchtitel "Dichtung und Wahrheit" nicht zu verstehen. Auch Journalismus als subjektives Bemühen ist immer eine Mischung aus "Dichtung und Wahrheit", erst recht beim Magazin-Fernsehjournalismus. Objektivität? Objektiv ist nur Gott, falls es ihn gibt. "Objektivität" unter Menschen ist eine maßlose Selbstüberschätzung.

(Der vollständige Aufsatz "Es gibt keine Objektivität oder: Nur Gott ist objektiv" ist erstmals erschienen in: G. BENTHELE/R. RUOFF (Hrsg.): "Wie objektiv sind unsere Massenmedien?" Frankfurt a.M., 1982.)



Die taz hat ihre geistigen Wurzeln in der antiautoritären Bewegung der sechziger und dem grünen Milieu der siebziger Jahre, doch sie kann und will kein linksradikales, alternatives Heimatblatt mehr sein. Gleichzeitig ist sie als linke und grüne Zeitung den wichtigsten ihrer Überzeugungen treu geblieben: Sie attackiert jede Spielart des Rassismus und der Fremdenfeindlichkeit. Sie formuliert das Bewusstsein der globalen ökologischen Krise und kämpft gegen die Ignoranz der Ersten Welt gegenüber der Dritten. Die taz ist Anwältin der Gleichberechtigung und die einzige deutsche Tageszeitung, in welcher die Hälfte der Redakteure Redakteurinnen sind. Als ein Kind der gegenüber dem Realsozialismus immer kritischeren, andogmatischen Linken beobachtet sie die Umbrüche im Osten mit Gedächtnis und Aufmerksamkeit. (Michael Sontheimer von der Redaktion)



Die neue taz, die andere oder: Wie lange noch?

Angelika Unterholzner

Auf den ersten Blick

Die taz hat mit dem Standard, dem Corriere della sera und all den anderen eines gemeinsam: Sie ist eine Tageszeitung. Um die taz in ihrer Andersartigkeit wahrzunehmen, sind zunächst einige mehr oder weniger auffällige Unterschiede hilfreich. Den LeserInnen dienen zur Orientierung in der taz die üblichen Ressorts Tagesthema, Wirtschaft und Umwelt, Meinung und Diskussion, Reportage, Hintergrund, Kultur und andere. Das Fernsehprogramm ist unter Filmmern und Rauschen zu finden, die Sportseite heißt Leibesübungen und auf der letzten Seite findet mensch Die Wahrheit, das sind

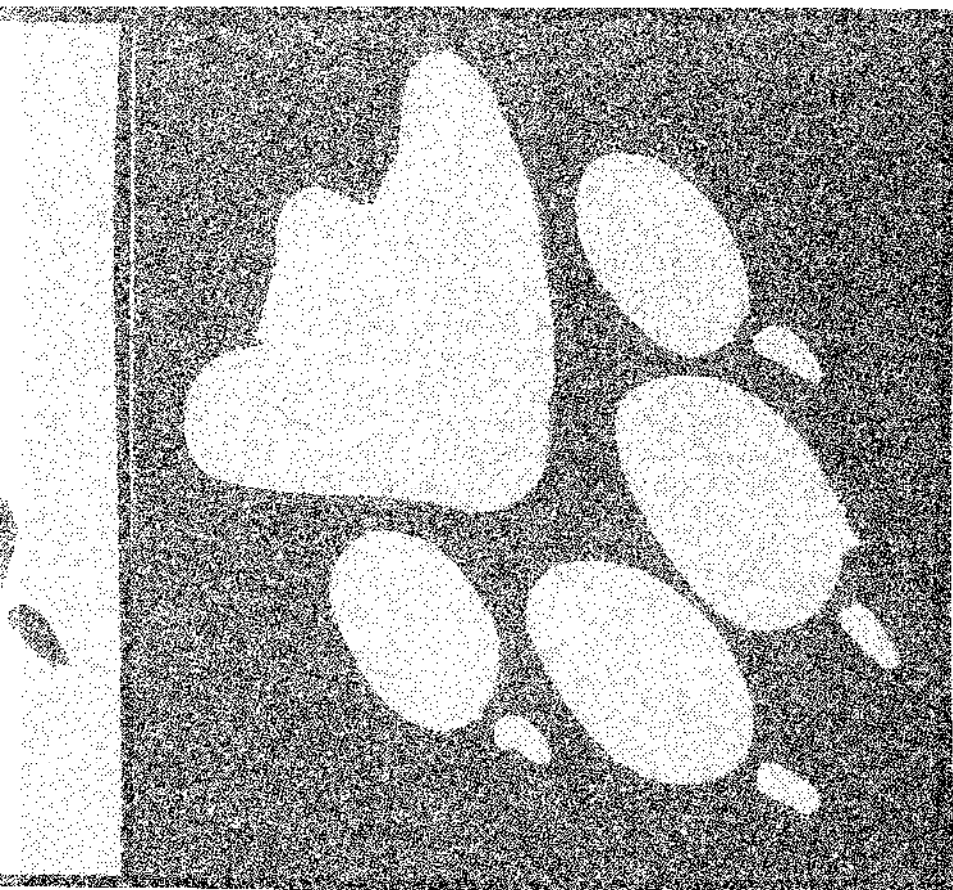
oft Sachen zum Lachen. Beim Durchblättern streift der Blick kleinere Rubriken: Was fehlt, Bonn-aport, Ökolumme, Auf du und du (mit glücklichen Arbeitslosen u.a.), Das Portrait (z.B. von Alessandra Mussolini), Pross-Schlag oder Standbild.

In der Rubrik taz-intern werden MitarbeiterInnen verabschiedet. Dies geschieht auch in anderen Tageszeitungen nur, wenn sich der Chefredakteur oder ein Gründervater zurückziehen. In der taz dagegen ist auch Platz für letzte Worte an Irma und Philippe. Solche Internas sind aufschlußreich für Außenstehende: Inma - Kontaktperson zur Autonomenszene - hat die Knastabos betreut.

Oder. Wie alle anderen führt natürlich auch die taz mit dem Spiegel-Herausgeber Augstein zu seinem Geburtstag: jubilaum ein Gespräch und entlockt ihm hierbei ein Geständnis: seine Leidenschaft für Fische.

Die taz-Geschichte im Blick

In den 70er Jahren entstanden als Reaktion auf die 68er StudentInnenbewegung neue soziale Bewegungen, durch deren Politikverständnis das ursprüngliche Konzept der taz geprägt war. Verbunden mit der Frauenbewegung, der Alternativbewegung, der Ökologiebewegung und der Friedensbewegung



entstand der Wunsch nach einer links alternativen Tageszeitung nach dem Vorbild der italienischen "lotta continua" und der französischen "Libération". 1977 entstanden in vielen Städten der BRD taz-Initiativen, in deren Rahmen über das Medienprojekt debattiert wurde. Danach erschienen mehrere Nullnummern, und im April 1979 erschien die erste taz mit dem Slogan "Wir haben keine Chance, aber wir nutzen sie", woraufhin die taz täglich fünfmal in der Woche zu erscheinen begann.

Tatsächlich gaben Medienkenner dem Projekt einer linken Tageszeitung zunächst kaum Überlebenschancen, heute schreibt die FAZ über die taz: "ein intelligentes, amüsantes, aber auch kritisches Forum von linken, grünen und alternativen Strömungen".

Die taz startete 1979 als ein Betrieb in Selbstverwaltung, der finanziell unabhängig sein wollte und sich Hierarchiefreiheit und gemeinsame Entscheidungen auf die Fahnen schrieb. Die alternativen Ansprüche wurden - je nach prinzipimmanenten Grenzen - unterschiedlich lange praktiziert. In diesem Sinn hat die taz ein Stück weit bewie-

sen, daß Utopien wirklich werden können. Allerdings wurden das Betroffenenkonzept und das Rotationsprinzip bereits zum Jahreswechsel 1980/81 aufgegeben. Eincinhalb Jahre tägliche Zeitungsproduktion haben bewirkt, daß die taz fast alle formalen und organisatorischen Kennzeichen einer Alternativzeitung abgelegt hat. Es gab im Laufe der Jahre noch einige einschneidende Veränderungen, so standen sich 1984 zwei Fraktionen innerhalb der taz gegenüber: Die einen sahen die taz als Medium der neuen sozialen Bewegungen, die anderen betrachteten sie als Nachrichtenblatt. Als Folge der Auseinandersetzung verabschiedeten sich einige Journalisten, die der Bewegungsfraktion an gehörten; damit einher gingen inhaltliche Veränderungen.

Über die Jahre hat es auch immer wieder Experimente mit mehr oder weniger hierarchischen Führungskonzepten gegeben, die von heftigen Auseinandersetzungen begleitet wurden. Einig waren sich die tazlerInnen irgendwann dario, daß es der Koordination der vielfältigen Aufgaben bedürfe.

Mit dem Mauerfall 89 wurden die taz-

lerInnen von einer für die gesamte Linke feststellbaren Orientierungslosigkeit erfaßt, die die herannahenden taz-internen Umbrüche erahnen ließen. In dieser Zeit begreift sich die taz als "Zentralorgan der Suchenden". Mit Hilfe unzähliger Initiativen, Solidaritäts-Spenden und Werbeaktionen hielten sich die tazlerInnen mehr oder weniger bis Anfang der 90er Jahre über Wasser - gebeutelt von diversen Krisen. Während andere Zeitungen sich zu einem großen Teil durch Inserate finanzieren, hatte die taz immer geringe Anzeigenerlöse und war demnach besonders auf ihre Verkaufserlöse, d.h. auf ihre LeserInnen angewiesen.

Im Herbst 1991 war das taz-Kollektiv besonders nah an den Rand nicht nur eines finanziellen, sondern auch ideologischen Abgrundes herangerückt - letzteres in Zusammenhang mit dem Untergang des Realsozialismus. Die tazlerInnen gelangten zum Schluß, daß das Kleid der Selbstverwaltung für einen 200-Leute-Betrieb nicht mehr paßte und entschieden sich für die Betriebsform einer Genossenschaft. In diesen Tagen wurden alle Grundsätze in Frage gestellt und verschiedene Optionen als Lösung in Betracht gezogen. Dabei standen sich zwei Fraktionen gegenüber: Die einen meinten, eine Rest Projektiprinzipien beibehalten zu müssen, und die anderen glaubten an ein Holding-Konzept. Nach langen Debatten und ersten Auseinandersetzungen war die taz nicht mehr die alte Zeitung, aber immer noch die andere. An den Tagen danach kam das Genossenschaftsmodell, mit ihr wurde - den unterschiedlichen Arbeitsintensitäten entsprechend - der Einheitslohn durch ein differenziertes Lohnsystem ersetzt und die Basisdemokratie abgeschafft. Neue Strukturen sollten Entscheidungen erleichtern und Professionalisierung gewährleisten. Mit dem Genossenschaftsmodell wird den MitarbeiterInnen weiterhin indirekte Mitbestimmung zugestanden und es gibt weiterhin keine außenstehenden Geldgeber, die Einfluß auf die publizistische Unabhängigkeit nehmen können. Nachdem mit dieser Strukturänderung das Steuer des auflaufenden Schiffes her-



umgerissen wurde, entfernte sich die Mann- und Frauschaft vom finanziellen und ideologischen Abgrund. Ein Jahr später machte die taz mehrere Millionen Mark Verluste, gerettet haben sie stille Reserven und neue AbonnentInnen. Zwei Jahre später ist sie dem finanziellen Abgrund wieder nähergerückt, eine neue Rettungskampagne wird gestartet: der taz-Soliderpakt. Dieser besteht in gestaffelten AboPreisen für die LeserInnen, wobei das Kriterium Bedürftigkeit den Preis bestimmt.

Der taz-Aufsichtsrat schrieb in einem Bericht zur Herbstsitzung, daß die taz ihr Erscheinen nur gewährleisten könne, wenn die Auflage nennenswert steigt. Die Aufsichtsratsmitglieder schilderten eine dramatische Situation und kündigten an, daß sie künftig auch drastische Mittel befürworten würden, wenn die Auflage nicht steige. Die bereits vielfach gehörten Ubergangsszenarien zermürben die Redaktion, zumal die taz bei einer letztjährigen LeserInnen-Umfrage eine gute Bewertung eingeholst hat. Um rentabel zu bleiben, muß entweder das Anzeigengeschäft ausgebaut oder die AbonnentInnenzahl erhöht werden. Die taz erreicht zwar nach jeder Werbekampagne steigende LeserInnenzahl, genauso viele jedoch springen wieder ab. Die Frage scheint die zu sein: Wie kann man einen neuen LeserInnenkreis ansprechen, ohne die alten zu verlieren? Wie mit gemäßigten Inhalten radikale LeserInnen behalten oder umgekehrt? Dieses Problem ist ein existenzielles bei der taz und stellt sich so nicht für Zeitungen, die durch das Anzeigengeschäft finanziell abgesichert sind.

Mit analytischem Blick

Ihre Arbeit begonnen haben die tazlerInnen in einem selbstverwalteten Betrieb, jede/r kann mitbestimmen, jede/r ist MitinhaberIn, es gibt keine/n Vorgesetzte/n. Dieses Prinzip wurde jahrelang praktiziert, bei 200 MitarbeiterInnen waren die Vorteile der Selbstverwaltung irgendwann jedoch kaum mehr zu erkennen, Nachteile - z.B.

fehlende Zeit für inhaltliche Auseinandersetzungen - bekamen Gewicht. Gemeinsame Entscheidungen erforderten zunehmend mehr Zeit und Kraft, die sich auf die Qualität der Zeitung und des Zusammenarbeitens auswirkten. In selbstverwalteten Betrieben bezeichnet man eine durch die Sache erzwungene Arbeitsbelastung als Selbstausbeutung, tazlerInnen wissen ein Lied davon zu singen. Viele kamen, kämpften sich durch die harte Schule der taz und gingen. Junge Schreiberlinge identifizierten sich mit den alternativen Inhalten, waren aber nicht bereit, sich durch alternative Arbeitsformen zermürben zu lassen. Außerdem sei mensch als taz-Schreiberling ein/e Spielvorderbur/in, weil immer dagegen. Daraus ergab sich zum einen mit abnehmender Engagementbereitschaft junger Leute das Problem zunehmender Fluktuation und zum anderen fehlte die Zeit für fruchtbare Lernprozesse. Nicht möglich war es der taz, bei anderen Zeitungen ProfijournalistInnen abzuwerben, genauso wenig, wie sie sich InformantInnen je kaufen konnte. Häufig profitierten jedoch renommierte Zeitungen von den taz-AbgängerInnen.

Die taz wurde auf Kosten radikaler alternativer Arbeitsformen eine professionelle Tageszeitung, ohne das alternative Selbstverständnis ganz einzu-

büßen. Aufgegeben wurden die Grundsätze der Initiativöffentlichkeit und der Betroffenenberichterstattung, und nicht gelungen ist es, die Arbeitsteilung aufzuheben. Das Konzept der Gegenöffentlichkeit war einige Jahre richtungsweisend und trat mit dem Ausscheiden der Bewegungsfraktion 1984/85 in den Hintergrund. Die heutigen Ansprüche der Redaktion sind die Nachrichtensicherheit und - Vollständigkeit, Anregung von Diskussionen und Kontroversen, investigativer Journalismus. Im Laufe der Zeit ergaben sich mehrere - für den taz-Betrieb spezifische - Konfliktlinien: zwischen Männern und Frauen, zwischen Technik und Redaktion, zwischen Zentralredaktion und Regionalredaktionen sowie zwischen Leitenden und Geleitenden.

Offen ausgetragen und durch strukturelle Gegenmaßnahmen gemildert wurde der Geschlechterkampf. Frauen würden bei der taz nicht bewußt benachteiligt. Mensch sei im Geschlechterkonflikt im subtilen Bereich angelegt, meint Ulke Schmittler von der Redaktion.

Der Klassenkampf zwischen Redaktion und Technik und die informelle Hierarchisierung durch Arbeitsteilung bleibt bestehen.

Die MitarbeiterInnen der Technik und Verwaltung verteidigten ihre Macht im Projekt und ihren Einfluß auf die In-



halte all die Jahre. Bei einer Umfrage für eine Diplomarbeit wurde recherchiert, daß die Nicht-Redaktion die alternativen Projektmerkmale hoch bewertet, während die Redaktion starke Zufriedenheit aus der redaktionellen und zeitungspolitischen Freiheit schöpft. Letztere war eher unzufrieden mit der Selbstverwaltung und dem Einheitslohn. Dieselbe Umfrage hat auch ergeben, daß alle tazlerInnen mit ihrer Arbeit zufrieden seien.

Ein Unterschied zwischen der Technik und der Redaktion bestand auch immer in bezug auf die Inhalte: Während für die Technik immer linke Positionen und Betroffenenberichterstattung im Vordergrund standen, legte die Redaktion sehr bald Wert auf aktuelle Themen, Enthüllungsjournalismus und Nachrichtensicherheit. Mit dem Produkt war die Redaktion zum Zeitpunkt der Befragung gegenüber der Nicht-Redaktion zufriedener.

Zu Konflikten kam es zwischen dem Berliner Zentralbüro und den taz-Initiativen in anderen deutschen Städten. Die nicht mehr existierenden Initiativgruppen, die die Entstehung der taz möglich gemacht hatten, warfen der Zentralredaktion Zensur, Aktualitätsfetischismus und Hierarchisierung vor. Da die Initiativen für die Zentralredaktion immer mehr an Bedeutung verloren, versandeten die Konflikte. Die

Konfliktlinie zwischen Leitenden und Geleitenden ist wohl eine kontinuierliche. In der Redaktion setzte sich Anfang der 90er die Einsicht durch, daß klare Strukturen in einem komplexen Betrieb für eine professionelle Arbeit unerlässlich sind. Dagegen verteidigten die MitarbeiterInnen der Technik und Verwaltung lange Zeit und mit Nachdruck die alternativen taz-Strukturen, bis mensch zur Einsicht kam, daß das Funktionieren eines komplexen Systems einer anderen als der selbstverwalteten Organisation bedarf. Im Zuge zunehmender Hierarchisierung auf Kosten der Selbstverwaltungsprinzipien gewann die Redaktion immer mehr Einfluß.

Einige tazlerInnen sind der Ansicht, auf Grund ihrer abweichenden politischen Meinung auf reißerische Meldungen und Sensationsjournalismus verzichten zu können. Dank ihrer abweichenden Meinung sei die taz dem harten Konkurrenzkampf auf dem Zeitungsmarkt nicht hilflos ausgeliefert. Hierzu ist zu sagen, daß die Themenbereiche Ökologie und Frieden inzwischen auch von etablierten Medien bereitwillig aufgegriffen werden. Die LeserInnen - zumeist Abitur- und HochschulabsolventInnen - politisch sehr interessiert, grün-alternativ, gutverdienend und engagiert - halten sich an das Meinungsblatt der unkonventionellen Inhalte wegen. Damit erklärt sich auch die Tatsache, daß die taz im Gegensatz zu den meisten anderen Tageszeitungen überregional gelesen wird.

Der Blick in die Zukunft

Die taz hat im Herbst 91 den Grundsatz der professionellen Gegenöffentlichkeit über das Prinzip der Selbstverwaltung gestellt und hat damit in ihren Ansprüchen den Schwerpunkt auf alternative Inhalte gesetzt (und nicht z.B. auf alternative Arbeitsformen). Mit der Entscheidung, eine professionelle Zeitung alternativen Inhalts zu machen, haben die tazlerInnen ihren gestiegenen Qualitätsansprüchen Rechnung getragen, bleiben aber weiterhin "un-

dogmatischem Tabu-Brochen" verpflichtet. Die taz ist kein hierarchischer Ort mehr, aber immer noch einer, wo die Chance besteht, andere Kommunikationsformen zu praktizieren und die mit Hierarchien verbundenen Machtmechanismen zu kontrollieren. Heute berichtet die taz ausführlich über Umweltpolitik, die "Dritte Welt", die sozialen Bewegungen u.a. Als Mangel wird der taz zugeschrieben, daß Quellenangaben häufig fehlten und daß verschiedene Themenbereiche vernachlässigt werden, z.B. Wirtschafts- und Finanzpolitik sowie die Bildungspolitik.

Die Tageszeitung hat sich im Laufe der Zeit an die Bedingungen professioneller Zeitungsmacherei in unserer Gesellschaft und an aufgaben- und prinzipimannente Grenzen angepaßt; für einige war es der Anpassung zuviel. Eine theoretische Rückkoppelung der über Bord geschmissenen Prinzipien mit den jeweilige Umstrukturierungen und ihren Auswirkungen könnte heute sinnvoll sein. Damit verbunden bedarf einer theoretischen Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der Umstrukturierung für die Bewegungen der Gegenwart.

Die Gelder, die die taz heute aufbringen muß, um zu überleben, sind ungleich größer und kaum mehr mit LeserInnenzahlen abzudecken. Die finanziellen Schwierigkeiten bleiben nicht nur bestehen, sie werden größer. Was, wenn die taz als nächstes ihre publizistische Unabhängigkeit und den letzten Rest der Selbstverwaltung verkaufen muß?

Ich habe Angst um die gute taz, auf große KapitalgeberInnen sollte sie sich nicht verlassen, und auf die (alternativen) LeserInnen kann sie sich vielleicht nicht mehr lange verlassen.

QUELLEN:

Auszüge aus dem taz-Buch;
taz-Broschüren;
Gespräch mit EUKI SCHMITTER von der Redaktion;
Diplomarbeiten, vom taz-Archiv zur Verfügung gestellt;
WOLFGANG FLIEGER: "Die taz", Ötschlager, Wien, 1992.



Drucken wie gelogen

Die Medien stützen die herrschende Ordnung. Nicht nebenbei oder gar vorsehentlich, sondern hauptgeschäftlich. Die Medien haben die Aufgabe, bei uns Vertrauen in die Verhältnisse zu produzieren, unser Vertrauen in den Gang der Dinge zu erhalten und, wenn nötig, es wiederherzustellen. Sie haben die Billigung des schreienden Unrechts durch uns zu sichern.

Dafür ist viel Arbeit nötig. Die "Nachrichten", die gebracht werden, werden anstelle von Nachrichten gebracht. Jede ist wichtig, weil sie eine wirklich wichtige Nachricht verdeckt. Es wird uns vorgegaukelt, Politik sei das Händeschütteln bei Staatsbesuchen, das Aufreißen von Mercedes-Türen, das Römerquelletrinken bei Pressenkonferenzen. Aber Politik ist die Transit-Besetzung Tirols, das Versteigern von Miet-Wohnraum an den Meistbietenden!

Eine *Zeit-im-Bild 2* läuft ab wie eine *Seitenblicke*-Sendung: Ein leibhaftiger Minister im Studio, ein paar schnelle Fragen. Dann noch ein paar Filmpjes über ein paar Politpromis: Gorbi da zu Besuch, Wojtyla dort, Kohl speist in Paris, ein erhaschter Satz von Butros Ghali und ein Kamerälächeln von George Bush samt Gemahlin.

Es ist eine Aufgabe der Medien, Nichtigkeiten zu Wichtigkeiten aufzublasen. Die zwei Hauptbeiträge eines *Tirol heute*, der Regional-Fernseh-Sendung eines Landes, das die letzten Landwirtschaften an das Unternehmen Massentourismus verliert, sind: "Badehosenzwang für Kleinkinder im Innsbrucker Freischwimmbad - ja oder nein?" und "Schreibmaschinenschnellschreiber aus Ram bei Innsbruck als Gast im Studio". Das ist kriminell angesichts dessen, was zur gleichen Zeit in Tirol wirklich passiert. Statt eines Berichtes darüber, wie zehntausende ausländische Rackerer wie der letzte Putzhader behandelt werden, bringt *Tirol heute* einen Filmbericht über den "Rehbock Hansi", der sich in eine Gärtnerei verirrt hat. Statt eines Berichtes über die vielen tausend in Beton gegossenen Familien in den Stadtrandbauten wird in *Tirol heute* groß von einer "Catcher-Veranstaltung" berichtet. Der "Blumenbindewettbewerb"-Film steht am Sendeplatz eines Berichtes über die Transitprofiteure in Tirol, und anstelle der Geschichte über die Finanzierung der Politiker durch die Industrie steht der Beitrag über die "Country-Sänger-Treffen". (Alles wahre Beispiele aus einer Woche *Tirol heute*.)

Die Medien haben Wichtigkeiten weitab der wirklichen Wichtigkeiten zu machen. Wenn du woanders hinschauen willst, haben sie dauernd zu rufen: Schau da her! Sie melden dir dann Meldungen und berichten dir Berichte. Diese Medien sind Mitleider, Helfershelfer. Diese Medien sind furchtbar nötig. Wer glaubt, wir hätten das Recht, von den Medien darüber aufgeklärt zu werden, warum alles so ist, wie es ist, ist ihre sicherste Beute. Auch wenn dieses Recht vielleicht in einem Fachbuch eines Universitätsprofessors steht. Bei den Rechten ist es so, daß wir nur diejenigen haben, die wir selber wahrnehmen. Niemand anderer wird es je für uns tun (außer im Buch des Universitätsprofessors).

18



Die Medien teilen nichts mit, was uns zum Handeln veranlassen könnte, nur solches, das uns desorientiert. Sie erzeugen Konfusion, und sie tun das, weil es ihre Aufgabe ist. Jede Nachricht wird von einer nachfolgenden ausgeföscht - es darf kein Platz bleiben zum Denken.

Sie haben das An-etwas-anderes-Denken uns auszutreiben. Freiheit hieße, sich vorstellen zu können, wie es besser sein könnte. Das Aufkommen dieser Verstellung bekämpfen die Medien mit ganzem Einsatz. Die Medien haben in diesem System die Aufgabe, uns zu verwirren und zu lähmen. Das bißchen Empörung über die Zustände, das uns gestattet wird, findet nicht zusammen, um zu einem Sturm zusammenzuwachsen. Die uralte Regentenweisheit "Teile und herrsche!" hat ihre höchste Vollendung erfahren.

Die Sprache, in der öffentlich über die Zustände gesprochen wird, ist die Sprache ihrer Profiteure. Medien haben die Verhältnisse verschleiерnde Begriffe im allgemeinen Sprachgebrauch durchzusetzen. Wer "Wohnungsnot" sagt, vermittelt das Gefühl einer Naturkatastrophe, statt das von Spekulation. "Konjunktur-Einbruch" läßt an Schicksal denken. Die Sprache, die uns beigebracht wird, ist eine Sprache, die die herrschenden Zustände von oben her gegen seine Opfer verteidigt. Die ganze Zeitung ist voll von solchen Wörtern, die - ohne dafür einen Satz zu brauchen - schon lügen. Die Sachverhalte können sich nicht selbst in Worten ausdrücken und werden daher von denen, die das Sagen haben, mit Etiketten versehen.

Eine Zeitung ist keine Gefälligkeit, sondern eine Ware. Warum ist heute wieder der ganze Kiosk voll Zeitungen? Weil sich gestern soviel Wichtiges ereignet hat? Nein, weil der Herr Zeitungs(aktion)besitzer unser Geld will. Darum: schreiende Titel, schreiende Aufmacher und schreiende Fotos. Er zieht Gewinne aus dem Geschäft mit Nachrichten, die er teils im eigenen Haus herstellen läßt, teils zukaufft. Wenn wir hungrig nach Einsichten sind, und da zu einer Zeitung greifen, greifen wir haarscharf daneben. Eine Ware soll nicht sättigen, sondern gierig machen, das Bedürfnis nicht befriedigen, sondern ein endloses daraus machen. Der Zeitungsbesitzer lebt vom Umsatz der Waren, die in seiner Zeitung angeboten werden. Der Leser bringt für die Zeitung selbst finanziell wenig. Aber die unabhängigen Zeitungen sind ja - wie ihr Name sagt - unabhängig.

Die großen Medien im Kapitalismus produzieren nicht nur Werbung für die Waren, sondern gleich auch Konsumenten für die Waren. Leser, die Konsumenten sind, tragen der Zeitung mehr als doppelt soviel ein wie Leser, die nur Leser wären.

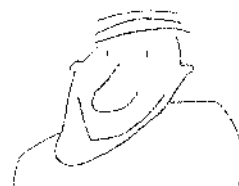
Wir werden auf Konsumenten gequält. Wir werden dauernd



am Bauch oder am Genital gekitzelt. Was hier mit uns aufgefühlt wird - von der "Motivforschung" über die unterbewußte Werbung bis zum regelrechten Kaufterror -, würde vielleicht noch besser in eine offen faschistische Diktatur passen. Der Druck zu konsumieren, der nie nachläßt, vom Ö3-Wecker bis zum späten Fernsehabend, soll uns auch dazu drängen, mehr (für andere) zu arbeiten, um uns mehr von diesen Dingen leisten zu können.

Medien stehen nicht auf der Seite der Konsumenten, wie sie uns oft vorgaukeln wollen. Medien stehen auf der anderen Seite. Sie gehen sich nur zu uns das Geld holen. Dabei schmeicheln sie uns mitunter ein bißchen.

(vom Autor genehmigte Kurzfassung von Beiträgen aus ROEHN 17, Innsbruck, 1992.)



Noch ein paar offene Fragen

FF, südtirol profil und die Unabhängigkeit der Massenmedien: Eine Chronologie

Im folgenden wird vor allem Material geliefert. Dies einmal aus einer Unzulänglichkeit heraus. Ein Versuch, die Ereignisse rund um die Wochenzeitschrift "FF" vom vergangenen Frühjahr und um die damit zusammenhängende Gründung des "südtirol profil" analytisch zu fassen, ist mir nicht gelungen. Zu wenig Material, das nicht aus der Tages- und Wochenpresse stammen würde, stand dafür zur Verfügung. Es hätte aufwendiger Recherchen bedurft, auch in Interviewform, auch verlässlicher Aussagen etwa zur betriebswirtschaftlichen Struktur (zu Werbeeinnahmen und Verkaufszahlen), um etwas besser begreifen zu können. Gleichzeitig macht die Verwicklung eines Medienereignisses mit mehreren, wenn auch inzwischen archivierten gerichtlichen Ermittlungen die Angelegenheit komplexer. Und sich nur auf die Medien als Quellen zu verlassen ist naheliegenderweise aus einem weiteren Grund problematisch: Zu sehr scheinen Animositäten, Konkurrenzdenken, persönliche Berufsentscheidungen mit in die Berichterstattung hineinzuspielen (nicht etwa nur in kommentierende Texte). Außerdem war aufgrund der Kleinräumigkeit der Südtiroler Medienlandschaft fast jedes Massenmedium von den Ereignissen unmittelbar tangiert.

Gerade aber wegen dieser weitreichenden Auswirkungen auf die Medienlandschaft erscheinen mir die Ereignisse rund um FF, südtirol profil und die Archivierung der "Akte Durnwalder" einer Vertiefung wert. Dies ist der zweite Grund, wieso hier dennoch wenigstens das zur Verfügung stehende Material zur Verfügung gestellt wird - notgedrungen auszugsweise, ergänzt mit einigen wenigen Bemerkungen und Fragestellungen."

- Mehr als fünf Monate lang, zwischen Februar und Anfang Juli 1993, wurde über Pressefreiheit in der Südtiroler Medienszene diskutiert oder mehr als diskutiert, waren die Art der FF-Berichterstattung über gerichtliche Nachforschungen, die den Landeshauptmann betrafen, und die daraus entstandenen Folgen Gegenstände der Berichterstattung in Presse und Rundfunk. Dann ist ein auffälliges Schweigen zu bemerken. Auffallend ist auch, daß kaum kommentierend von den Medien eingegriffen wurde, allerdings sind Standpunkte indirekt formuliert worden.

- Zentrale gesellschaftspolitische Frage war die der Unabhängigkeit von Journalismus in Südtirol. Meist wurde dafür die Bezeichnung "Pressfreiheit" - auch als politischer Slogan - verwendet, verstanden als Unabhängigkeit von Machteinflüssen. (Einmal allerdings wurde Pressefreiheit durch Landeshauptmann Durnwalder auch in der Bedeutung "die Freiheit, ein Presseorgan zu gründen", verwendet.)

- Auffällig ist, daß die Angelegenheit zu einem bestimmten Zeitpunkt, als gerade der Wechsel in der Chefredaktion der FF vollzogen wird, personalisiert wird: Damit fand auch eine Reduzierung der Fragestellung statt. Nicht von Unabhängigkeit, nicht von der FF, nicht von der Redaktion insgesamt oder von Teilen davon, nur mehr vom ehemaligen Chefredakteur ist die Rede. Und umgekehrt vom Landeshauptmann.

- In der jüngeren Südtiroler Mediengeschichte war von

Personalverquickung zwischen wichtigen politischen Ämtern und wichtigen Funktionen in der Medienlandschaft meist nur mit Bezugnahme auf die Dolomiten die Rede. Erstmals wurde ein derartiger Zusammenhang und die Frage der Unabhängigkeit von Berichterstattung auch in Zusammenhang mit der, in Opposition zur Dolomiten entstandenen FF diskutiert.

Ausgelöst wird der entscheidende Konflikt in der "FF" bereits durch einen Beitrag in der Ausgabe vom 28.1. (Nr. 5/93). Untertitel: "Nach Remo Ferretti hat die Staatsanwaltschaft nun auch einen deutschsprachigen Landespolitiker im Visier". Der Name des Politikers wird nicht genannt, nur der Gegenstand der gerichtlichen Nachforschungen: "Erste Nachforschungen hätten nämlich ergeben, daß der Politiker sich eines Strohmannes (und zwar eines Maklers) bedient haben soll, um Immobilien in mehreren Orten Südtirols anzukaufen. Weiters gehen die Ermittlungsbehörden Hinweisen nach, denen zufolge eine große Bozner Baufirma in der Villa des Politikers Innenarbeiten verrichtet haben soll - unentgeltlich. Kurz darauf (...) erhielt diese vom Land einen 39-Milliarden-Lire-Auftrag, und zwar zum Bau eines Hofes für Langzeitkranke".

Der Name des Politikers fällt dann in der Tagespresse. Nach der Pressekonferenz der Landesregierung und der SVP-Parteileitungssitzung am Montag darauf wird jetzt die Berichterstattung zum Gegenstand der öffentlichen, aber auch der gerichtlichen Auseinandersetzung.

FF Nr. 6/93 (4.2.); (Zur Pressekonferenz des Landeshaupt-

mannes): "... er stellte sich zum erstenmal öffentlich den Gerüchten über seine eigene Person: er besitze nur zwei Wohnungen, eine in Bozen und eine in Pfälzen, beide aus eigenem Sack bezahlt, alle Arbeiten ordnungsgemäß vergeben (ich bin selber leider kein Handwerker), nie eine Rechnung gezinkt, über 200 Millionen erklärtes Einkommen, Tag und Nacht für das Allgemeinwohl unterwegs, Frage: 'Hab ich ein Recht auf Respekt, oder nicht?'".

(Zur SVP-Parteileitungssitzung): "Durnwalders Wutausbruch gegen 'eine sogenannte Zeitung' (diese Zeitung) hat das SVP-Parlament für einmal zusammenrücken lassen. (...) zum Schluß wurde eine empörte Resolution gegen die FF verabschiedet: 'gegen die Verleumdungen den Rechtsweg zu beschreiten, damit Recht und Gerechtigkeit die Oberhand behalten und das Vertrauen in die gewählten Volksvertreter und in die Institutionen erhalten bleibt'. Der Schuß vor den Bug mußte sein, weil 'der Schaden an der Partei mit jeder FF-Ausgabe größer wird' (Obmann Brugger im anschließenden Pressegespräch).

Nach einem Bericht der Sonntagszeitung *Zeit* vom 7.2.93 über Interna der FF reagiert die FF in der Nr. 7/93 (vom 11.2.), gezeichnet: "Die Redaktion": "Nach massiven Interventionen des Landeshauptmannes Luis Durnwalder und höchsten Vertretern der Südtiroler Volkspartei gegen die Schmiergeldberichterstattung der FF brachte Mehrheitseigentümer Christoph Amonn einen Mißtrauensantrag gegen den Chefredakteur und verantwortlichen Direktor Hans Karl Peterlini ein, der am Donnerstag, 4. Februar, im Verwaltungsrat behandelt wurde. Aufgrund einer liberalen und demokratischen Grundeinstellung verzichtete Amonn auf eine Abstimmung nach Besitzanteilen. In der Abstimmung nach Köpfen sprach sich die Mehrheit der Verwaltungsräte gegen eine Absetzung des Chefredakteurs aus. (...) Dem Verwaltungsrat wurde mitgeteilt, daß die FF in ihrer Schmiergeldberichterstattung weiterhin darauf bedacht sein wird, korrekt zu informieren und nur abgesicherte Informationen aus verlässlicher Quelle weiterzugeben. (...) Grundsätzlich drückt die Redaktion ihr Verständnis für die Sorge und die schwierige Lage der Herausgeber aus, weist aber die politischen Interventionen als unbotmäßige Übergriffe in die Pressefreiheit und als Einschüchterung zurück".

Am 14.2.93 schreibt die Wochenzeitung *Zeit* von "Ermittlungen gegen einen hohen SVP-Landespolitiker". Drei Tage später bringt die Tageszeitung *Dolomiten* das Demonté des Oberstaatsanwaltes Martin, daß gegen Mitglieder der Südtiroler Landesregierung ermittelt werde, schreibt aber nichts von der *Zeit*-Nachricht.

Die FF vom 25.2. (Nr. 9/93) verwendet jetzt die Bezeichnung "Nachforschungen" und erklärt die Unterschiede zwischen diesen und Ermittlungen sowie Ermittlungsbefehden.

Nach der Ruhe vor dem großen Sturm erscheint am 18.3.93 die FF Nr. 12/93 mit dem großen Aufmacher "Fall Durnwalder//Betrag an der Vives?"

In der deutschsprachigen Beilage *EXTRA* des *mattino* vom 23.3.93 sind unter dem weitsichtigen Titel "Minen", folgende Zeilen zu lesen: "Die Sachlage ist äußerst kompliziert und verzwickelt. Herausgeber Christoph Amonn hat den Scoop, mit dem Durnwalder als Beiräger hingestellt wird, bereits zwei Tage vor dem Erscheinungstermin gelesen. Also kann er jetzt nicht gut den verantwortlichen Direktor entlassen. Er müßte - wenn schon - gemeinsam mit Peterlini die Konsequenzen ziehen und entweder die FF oder die SVP sein lassen. Eine FF ohne Amonn? Und wenn Amonn bleibt und Peterlini geht? Wer soll ihn ersetzen, zumal die gesamte Redaktion hinter ihrem Chef steht?"

EXTRA vom 12.4.93: "Erfolichterung//Archivierung im Fall Durnwalder". Bringt Zitate von Amonn und Durnwalder, offenbar aus einem RAI-Interview: U. a. wird die Frage paraphrasiert wiedergegeben: "Und der Druck auf den Herausgeber Amonn, Peterlini fallenzulassen?" Die Antwort Durnwalders folgt als Zitat: "Weder ich noch die SVP haben Amonn unter Druck gesetzt, das hat der ja auch im 'mattino' erklärt. Und Amonn ist Unternehmer und volljährig. Es wurde nur gesagt, daß der Stil zu ändern ist. Wir sind für eine rücksichtslose Aufklärung, aber man muß bei der Wahrheit bleiben". *EXTRA* weist auf Amonns Rücktrittschreiben an den Verwaltungsrat hin: Als Mehrheitseigentümer steige er aus. "Am 20. April müßte der liberalste Verleger Südtirols ersetzt werden".

FF vom 15.4.93: "Der Fall FF//Die Archivierung der Akte Durnwalder". Chefredakteur Peterlini in seinem letzten FF-Kommentar: "Dienstag abend, Redaktionsschluß. Der ORF hat schon den Rücktritt des Chefredakteurs der FF gemeldet; das ist zu diesem Zeitpunkt falsch und kann zwei Tage später, wenn dieser Kommentar erscheint, schon wieder richtig sein. (...)". Es gehe nicht um den Namen des Chefredakteurs. Die wirkliche Dimension des "Falles Durnwalder/FF" zeige sich darin, "daß das Demokratiegebäude in diesem Land ein recht einbruchgefährdetes Kartenhaus ist: Es ist leicht, die Notwendigkeit einer kritischen Wochenzeitschrift zu beschwören und, wie selbst der Landeshauptmann seine neuerlichen Lektionen einzuleiten pflegt, von Liberalität zu faseln. Die praktischen Folgen anzuhalten, wenn (...) das Zentrum der Macht berührt wird, ist dann schon schwieriger, wenn nicht fast unmöglich".

Am selben Tag berichtet die Tagespresse von der Entlassung des FF-Chefredakteurs: *Dolomiten* vom 15.4.93 (Donnerstag): "FF-Chefredakteur entlassen//Redaktion streikt/Milliardenklage".

Hinweis des FF-Vorwaltungsratspräsidenten Menghin, daß es falsch wäre, die Entlassung Peterlinis nur auf die "Durnwalder-Berichte" zurückzuführen. Menghin nennt als Beispiel den "Stille Hilfe"-Artikel (hat Rohrer verfaßt) und die Berichterstattung über den "Ein-Tirol-Prozeß", weil Peterlini die Bezeichnung "Farce" verwendet habe. Das Limit des guten Geschmacks sei schon seit längerem überschritten.



Josef Rohrer (stellvertretender Chefredakteur) wird zitiert: Die Darstellung des Verwaltungsrates beweise, daß es nicht um die Person Peterlinis gehe, sondern um die Blattlinie.

Alto Adige (it.) vom 15.4.93: "Peterlini a casa": "L'articolo non rappresenterà comunque una sorpresa per la proprietà, alla quale è stato fatto leggere prima della pubblicazione". Es wird daran erinnert, daß Amonn zuvor seine Anteile einmal zur Verfügung gestellt hatte. Peterlini wird zitiert: "Sono vittima di un sistema politico che credevo esistesse soltanto nei paesi dell'Est e al quale invece appartiene anche il nostro editore, che fa parte di quella stessa centrale del potere che ha chiesto la mia testa".

il mattino vom 15.4.93: "Ghigliottinato 'FF'". Ironisch kommentiert durch ein Foto von Durnwalder: Der Landeshauptmann bei der 10-Jahre-FF-Feier am Rednerpult, mit FF-Schriftzug.

Zum erstenmal ist von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Redaktion, konkret zwischen Peterlini und Kronbichler über die Berichterstattung der letzten Zeit, die Rede. Gleichzeitig wird auch Kronbichler als einer der möglichen Nachfolger ins Gespräch gebracht: "... a questa soluzione drastica si è convinto anche Florian Kronbichler, fiduciario di redazione, uno delle firme più note del giornale, mai particolarmente tenero con Peterlini di cui non ha condiviso la china scandalistica seguita negli ultimi tempi. Kronbichler, uno dei papabili alla successione di Peterlini, afferma che lo sciopero non è finalizzato ad una difesa personale di Peterlini ma alla salvaguardia della libertà del giornale".

Alto Adige (it.) vom 16.4.93: "'FF' si ferma//La redazione è compatta" (großer Aufmacher). U.a. wird den Stellungnahmen von politischer Seite viel Platz eingeräumt (Klotz, Union: "forma brutale di intimidazione contro giornalisti"; Zedron, Grüne: "un segnale minaccioso per i giornalisti critici e indipendenti".) Die Freiheitlichen hätten Peterlini einen Listenplatz angeboten. Robert Asam von den Dolomiten wird als Chefredakteur ins Gespräch gebracht, der nach einer Nachdenkpause negativ geantwortet hätte; Amonn werde wohl ins Ausland gehen müssen, um jemanden zu finden. Zu einer redaktionsinternen Nachfolge wird spekuliert: "Ma Rohrer è considerato troppo vicino a Peterlini, mentre Kronbichler non è disponibile a rompere la solidarietà della redazione".

Alto Adige (Deutsches Blatt) vom 16.4.93: "Solidarität mit entlassenen Chefredakteur." Menghin Thomas: Es gehe um die Person Peterlinis, nicht um die Politik. Auch hier folgen die parteipolitischen Stellungnahmen.

Das Deutsche Blatt des Alto Adige bringt am Sonntag, den 18.4.93 Solidaritätsbekundungen von zwei SVP-Jugendorganisationen mit dem entlassenen Chefredakteur. Am Mittwoch, den 21.4.93 steht im Deutschen Blatt unter dem Titel "Bezirksobmann widerlegt Jugend/SVP-Jugendleitungen

worden bei den Obren gezogen": "Zu unserer größten Verwunderung ist doch noch eine Reaktion erfolgt." (SVP-Bezirksobmann des Pustertales auf die Stellungnahmen der SVP-Jugendorganisationen). "Wir glaubten schon, die scharfe Kritik von Teilen der SVP-Jugend gegen das Vorgehen der Partelspitze und des FF-Verlages solle (zur Bestätigung der hier herrschenden 'Pressefreiheit') umher den Tisch gekehrt werden. Denn weder die im Athesia-Verlag erscheinende Sonntagszeitung 'Zeit' noch die 'Dolomiten' brachten die Stellungnahme der Bezirks- und Ortsleitungen. Und auch der RAI-Sender Bozen wagte nur im Fernsehen eine schüchterne Meldung, wenn wir uns nicht verhört haben, am Samstag abend."

Die Nachricht von dieser SVP-internen Auseinandersetzung ist in den Dolomiten erst am 29.4.93 zu finden.

Alto Adige (it.) vom 21.4.93: Die Redaktion streikt weiter, weil sie die Angelegenheit nicht als eine persönliche zwischen Peterlini und Amonn betrachte, sondern als Beeinträchtigung der journalistischen Linie.

Am 22.4.93: erstmals keine FF erschienen.

Alto Adige (Deutsches Blatt) vom 22.4.93: "Pressefreiheit wird gegen 'Landesräson' verteidigt. Immer wieder 'neue Männennamen' werden für Nachfolge ins Spiel gebracht." Keine Einigkeit herrsche beim "Fußvolk" der SVP: Bezirksjugendleitungen und der Gemeinderat Kuntinig hätten aus Solidarität unterschrieben, auch die Journalistengewerkschaft und einzelne Redakteure, aber niemand aus der Athesia und nur einer aus der RAI. Joseph Zoderer schloße



sich an und Reinhold Messner; 330 Unterschriften für Komitee "SOS-FF". Komitee habe auf Berichterstattung einiger Medien über den Fall FF aufmerksam gemacht. Auch da sei viel Zensur und Selbstzensur im Gang. (Die Zeit legt übrigens Wert auf die Feststellung, daß sie das "IG-Fax nicht erhalten" hat.)

EXTRA vom 22.4.93: Bringt ausführlich die Liste der Streik-Sympathisanten: Zoderer, Steurer, Viola, Langer, Tribus, Hölzmann, Alfons Benedikt, Kloiz, Waldner, Beikircher, Jenny, Canestrini, Keifl, Fata, Laconi ... "und jede Menge SVP-Gemeinderäte, die Bezirksjugendleitung von Bozen, die vom Unterland, die Ortsjugendgruppe von Bozen."

Am 24.4.93 berichtet die Tagespresse über eine Kundgebung für FF mit rund 200 Teilnehmern.

Am 28.4.93 Berichte über Norbert Dall'O's Ablehnung, die Stelle als Chefredakteur anzunehmen, weil sich die Redaktion dagegen ausgesprochen habe. Kronbichler habe den Streik abgebrochen; er sei der Meinung, die Garantie für eine unabhängige Zeitschrift sei vorhanden.

29.4.93: FF bereits zum zweitenmal nicht erschienen.

Il mattino vom 29.4.93: "Il mattino" berichtet vom Wechsel der EXTRA-Redakteure Dall'O und Maier zu FF und begründet damit, wieso EXTRA in der Ausgabe dieses Tages nicht mehr erscheint.

Dolomiten vom 29.4.93: Chefredakteur wahrscheinlich aus eigenen Reihen, Dall'O Stellvertreter? Es folgen unterschiedliche Stellungnahmen zum Streik der Redaktion: Laut Dall'O geht es "um die Möglichkeit, die Herausgabe einer neuen Zeitschrift abzuklären und in der Zwischenzeit das Erscheinen der 'FF' zu verhindern". Rohrer: Das sei Blödsinn, geprüft werde derzeit auch die Möglichkeit, "eine Genossenschaft zu gründen".

Kronbichler wird als Chefredakteur vorgeschlagen. Für ihn ist "SOS-FF" ein SOS-Peterlini geworden. Der Vorschlag, zwei EXTRA-Redakteure mit zu übernehmen, sei angenommen worden. Auch er glaubt, der Streik diene dem Aufbau einer neuen Zeitschrift.

Dolomiten vom 30.4.93: Kronbichler neuer FF-Chefredakteur. Die interne Lösung könnte sehr schnell dazu führen, daß der Streik beendet wird, auch wenn die Vorgangsweise Kronbichlers in der Redaktion auf Befremdung gestoßen sei (wie Rohrer sagte). Kronbichler geht mit Peterlini hart ins Gericht: Es sei dessen Strategie, die FF abzuwürgen und eine Konkurrenzzeitung aufzubauen. Diesem Abenteuer dürfe die FF nicht ausgeliefert werden.

Am 29. und 30.4.93 wird in den Dolomiten jedesmal ein kurzer Rückblick auf die wichtigsten Ereignisse geworfen: am 29.4.93 noch mit dem neutralen Hinweis auf "Politische



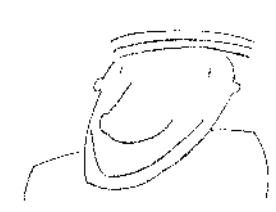
Gruppen, die in Opposition zur SVP stehen", die sich solidarisch mit FF und Peterlini erklären und den Herausgebern vorwerfen, sich politischem Druck gebeugt zu haben. Am nächsten Tag steht einschränkend, die SVP Kritik erfolge "... unter dem Deckmantel, es gehe um mehr Pressefreiheit".

Am 30.4.93 konkretisiert Peterlini in einem Alto Adige-Interview die Idee einer anderen Wochenzeitung, die er bei einer SH-Podiumsdiskussion in Innsbruck erstmals öffentlich präsentiert. Er fände es als die beste Lösung, wenn Amonn seine Anteile verkaufen und sich eine Genossenschaft der Redakteure bilden würde, die deshalb von politischem Druck befreit sei. Und wenn dies nicht gelingt? "Dann treibe ich das Projekt einer Konkurrenzzeitung voran ..." "Disponibilità offerta da numerosi imprenditori e associazioni, tutte locali, a mettere a disposizione i capitali necessari."

Dolomiten vom 1.5.93: "FF-Redaktion lenkt ein." Erst im Untertitel wird präzisiert, daß das Ende des Streiks keine Zustimmung zum neuen Chefredakteur Kronbichler bedeute. Die Ereignisse hätten 'Opfer' getordert: die Beilage des mattino, EXTRA.

Am 4.5.93 geht der stellvertretende Chefredakteur Rohrer von der FF und setzt damit wohl einen entscheidenden Schritt auch für den Großteil der alten Redaktion. Laut Dolomiten-Bericht vom 5.5.93 hätten, so Rohrer, die Herausgeber gezeitigt, "... daß sie sich den politischen Machtstrukturen im Land mehr verpflichtet fühlen als dem Credo einer freien Berichterstattung".

FF (Nr. 19/93) vom 8.-14.5.93 erscheint, die erste nach zwei Wochen Streik-Pause: Der erste Kommentar des neuen Chefredakteurs Florian Kronbichler "Die FF, Durmwalders und Sie": "(...) Was freilich bleibt, was sich nicht so leicht verzieht, ist der Schatten Durmwalders über der Redaktion. Mag der Herausgeber das noch so bestreiten, und mag ihm dabei noch so ernst sein, Südtirol sieht es so: Der Landeshauptmann hat die FF geköpft. Ob das wahr ist, ist von relativer Bedeutung. Daß es so aussieht, ist schwer genug. Schwer für die FF und schwer für Südtirol. (...) Die FF wird sich wieder fangen. Sie wird nicht brav und zahlos werden, aber sie will ein bisschen mehr aufpassen - auf sich und die Leute, über die sie schreibt. Natürlich wäre uns tausendmal lieber, wenn der Anlaß dazu kein Durmwalders gewesen



wäre, sondern irgendein normaler Mensch. Aber es sollte kein Hindernis sein, daß es grad der Durnwalder war."

il mattino vom 19.5.93: Bericht über den endgültigen Bruch des Großteils der alten Redaktion mit der FF: "Quattro redattori di FF (Hartig, Oberhofer, Schröder, Schwazer) si sono dimessi": als Ausdruck der Vertrauenskrise zwischen ihnen und Amonn sowie Kronbichler.

In der Folge erscheinen Nachrichten zum geplanten Start von südtirol-profil am 28.6.93, das am 2.6.93 vorgestellt wird.

Dolomiten vom 3.6.93: "Ein profil für Südtirol." Mit näheren Informationen zu südtirol-profil und dessen Besitzverhältnissen (zu 70% Christoph Lentsch, Branzoll, zu 30% mit einer Kaufoption des profil-trend-Verlages, Wien).

Alto Adige (it.) vom 18.6.93: "Durnwalder e Atzwanger querelano Peterlini." Tags zuvor seien Anzeigen eingereicht worden.

Dolomiten vom 28.6.93 (Montag): "Start von 'südtirol profil'//Christoph Amonn: 'Peterlini ist unglaubwürdig'". Wieder beginnt eine Diskussion um Unabhängigkeit, aber sie wird nicht grundsätzlich geführt, sondern bereits im Zeichen der künftigen Konkurrenz, und dreht sich um die Frage, welches der beiden Magazine unabhängiger sei: FF-Mehrheitseigentümer Amonn meint laut Dolomiten: so unabhängig wie der profil-trend-Verlag fühle sich jeder einzelne von den 12 Südtiroler Teilhabern, die gemeinsam die FF herausbringen, noch lange (implizit auch ein erster lokalpatriotischer Hinweis). Auf politischer Ebene bezeichnet Amonn Peterlinis Kritik an der personellen Verflechtung SVP-Medienherausgeber als unglaubwürdig, da Peterlini selbst Mitglied der JG/SVP gewesen sei.

il mattino vom 28.6.93: "Durnwalder sponsor del Peterlini vincente." Das Wortspiel (eine Anspielung auf das Durnwalder-Plakat, mit dem südtirol-profil sein Erscheinen bewarb) macht auf extreme Weise deutlich, wie sehr die Personalisierung der Auseinandersetzung durchgeschlagen hat.

il mattino vom 30.6.93: Amonn reagiert auf die Eigenwerbung von südtirol-profil als "1. unabhängiges Südtiroler Nachrichtenmagazin". Er dementiert Gerüchte, daß Athesia Anteile von FF kaufen wolle: "FF è nato per contrastare proprio il suo monopolio editoriale e questo resterà fra i suoi scopi".

In der FF vom 1.7.93 befaßt sich auch FF-Chefredakteur Kronbichler mit dem profil-Werbeslogan: "Man darf annehmen, es dröhnen Ihnen schon die Ohren. Was Sie in diesen Tagen so alles an Unabhängigkeitsbezeugungen auszuhalten haben, grenzt an Überdosis. (...) So schwer, aber doch wieder so einfach, kann Unabhängigkeit sein. Hat

man sie nicht, erklärt man sie oben. Und wer es besonders impertinent erklärt, wer '1. Unabhängige' sein will, darf sich halt nicht wundern, daß danach gefragt und geargwöhnt wird. (...) "

Es folgt der Hinweis auf eine geplante und nicht erschienene Durnwalder-Story: "Mit Verlaub gefragt: Warum sollte in einem Blatt, das vom Titel bis zur letzten Zeile in Wien entworfen wurde, für das die größte Wiener Agentur die Werbeschiene legt und das aufzubauen der Wiener Herausgeber persönlich nach Bozen übersiedelt ist, warum sollte in so einem Blatt egal sein, wie mit Durnwalder umgegangen wird."

südtirol-profil Nr. 2 (5.7.93): "Streitgespräch zwischen Luis Durnwalder und Hans Karl Peterlini, Moderation Czernin; (...) Peterlini: Das Thema FF stand Woche für Woche in der Parteileitung zur Diskussion.

Durnwalder: Das Thema stand nie auf der Tagesordnung...

Czernin: ... vielleicht unter Allfälliges...

Durnwalder: Na, gesprochen wurde schon immer gleich zu Beginn darüber. Amonn hat sich immer wieder entschuldigt, bis ich gesagt habe, es nutzt nichts, wenn Du Dich jede Woche bei mir entschuldigst, ich aber immer wieder neue Unwahrheiten in Deiner Zeitung lese.

Czernin: Also haben Sie nie aktiv in die Entlassung eingegriffen?

Durnwalder: Ich habe vielleicht indirekt dadurch mitgewirkt, daß ich mich über die Art der Berichterstattung aufgeregt habe. Direkt hätte ich gar nicht mitwirken können, weil Peterlini nicht mein Angestellter ist.

(...)

Czernin: Sehen Sie nicht das grundsätzliche Problem für die Meinungsfreiheit? Da gibt es, und das ist nicht der einzige Fall, einen Mehrheitseigentümer, der zugleich Mitglied eines leitenden Gremiums der wesentlichen politischen Kraft Südtirols ist. In Konflikten geht das immer zu Lasten der Pressefreiheit.

Durnwalder: Es ist sicher nicht inkompatibel.

(...)

Czernin: Medien sind so etwas wie die vierte Gewalt in einer Demokratie...

Durnwalder: ... die zweite, würde ich sagen.

Czernin: Auf jeden Fall gehören die Gewalten getrennt. Hier ist das nicht der Fall, wenn Zeitungseigentümer gleichzeitig Repräsentanten der politischen Gewalt sind.

Durnwalder: Zur Pressefreiheit gehört auch, daß jeder seine Zeitung machen kann

Czernin: Warum können Sie nicht einfach sagen, daß diese Mischung aus Politik und Medien schlecht ist?

Durnwalder: Sicher kann es manchmal zu Interessenskonflikten führen. (...) "

¹ Es handelt sich ausschließlich um Texte aus Südtiroler Printmedien, die großteils von der Südtiroler HochschülerInnenschaft in Bozen gesammelt wurden. Der SH besten Dank für die Bereitstellung und Alexander Tarch insbesondere für die Ergänzung einiger Zitate.



DISTEL
KULTURELEMENTE

DISTEL

ein Kulturprojekt – für das Sichtbarmachen
von Zusammenhängen,
zum Initiieren von
Auseinandersetzung.

Wir versuchen, über die Tagesaktualität
laufender Ereignisse hinweg und über Fachgrenzen
hinaus Linien ausfindig zu machen
in einer unübersichtlichen Zeit.

25

DISTEL

erscheint vierteljährlich in Bozen,
kostet Lit. 7.000 / ÖS 85,- / SF 10,- / DM 12,-
oder im Jahresabo Lit. 20.000 / ÖS 250,- / SF 30,- / DM 35,-.

Redaktion: Weggensteinstraße 12
Tel. 0471 / 97 70 37
39100 Bozen / Italien





Mich interessieren Geschichten, das Erzählen von Geschichten. Und ich tue das, indem ich schreibe, spiele, inszeniere. Wieso ich das Theater als Medium bevorzuge, im Verhältnis zum Film z.B., liegt einerseits natürlich an der Aufwendigkeit des Films (zu teuer, zu kompliziert), es liegt aber auch daran, daß das Theater ein, wie soll ich

sagen, sehr reiner Ort ist. Eine leere Bühne ist wie ein Reagenzglas. Gesten, Laute, jede Regung verdeutlichen sich darin wie unter der Lupe (für mich viel mehr als im Kamerabild). Was mich am Theater noch interessiert, ist natürlich die live-Situation. Tatsächlich ist das wohl auch die größte Stärke des Theaters gegenüber anderen Medien, daß nämlich eine Person, da, vor den Augen des Publikums, in Lebensgröße, vom Scheitel bis zur Sohle handelt, redet, schwitzt. Das allein ist schon sehr viel. Und das Erzählertheater kommt für mich dem am nächsten. Jemand kommt daher, stellt sich vor die Leute und beginnt zu erzählen... (P.Oberdörfer)

Wie kommt man in die "Klemme"? Ganz einfach, indem man sich bewegt, schauspielt, auftritt, singt, sich produziert, zaubert, verwandelt, deklamiert, schminkt, lampenfiebert, abtritt, Text vergißt usw. Aus der "Klemme" führt uns der gleiche Weg. Was? Ja wie? Eben! Widersprüche beleben doch das ganze Unternehmen und als solches muß man heute die ganze Theaterspielerei ansehen. Doch nicht nur. Es gibt noch eine dritte Variante, eine erfreuliche: wie kommt man zur "Klemme"? Einfach, einfacher, am einfachsten: indem man mitmacht, wie auch immer; ob nun bei der großen "Klemme", wo alle mitmachen. AlteJungeFrauenMännerBewährteNeue oder bei der kleinen "Klemme", wo AlteJungeFrauenMännerBewährteNeue mitmachen. Ja, wo liegt da der Unterschied?! Das ist das große Geheimnis der "Klemme". Mit "Kannst du zaubern, Opa?" fing es an, andere Kinderstücke folgten, doch die Zusammenarbeit mit den Schulen war mühselig und hoffnungslos.

Wir spielten Horvath, Nestroy.



Unisono: G (ca. 4 min 20 sec)...Mi alzo e sono depresso...N'dala, N'duia...Ben zi bene, bluout zi bluoda...Trio Vasari...Ja madre di Gianni domanda...Marcello Pera...Eris sazun idisi...N'duia, N'duia...Giorgio Degasperì...Cosa te bei portato...Voi ende

Wodan...Klaus Janek...Vuorum zi holza...südtalierische Impressionen...

Dove vai Gianni?...ihre Kompositionen...Goige: C (ca. 53sec)...Infilato nella manica...eigercwilliger Weg...Klarinette:Cis (crescendo)...

Milaaad, Genua...sose benrenki, sose bluotrenki...Ironie und Komik...Kontrabaß, D (2 min 35 sec)...tre parole/drei Worte/three words...Il Trio Vasari vi

saluta und wünscht Euch

eine gute Nacht...

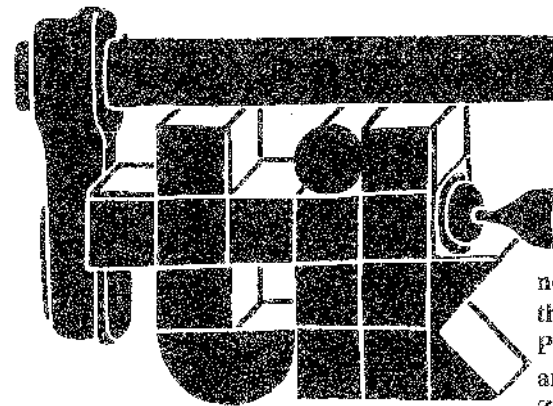
(Licht aus).



Klaus Janek, '69, Kontrabaß, Flügelhorn, sucht musikalische essenz, lebt musikalischen ausgleich in den zwei gegensätzlichen polen: verstandesmäßige klang- und zusammenklangrecherche - jazz zwischen nightfeeling und com. trio vasari, serafini, etc.....

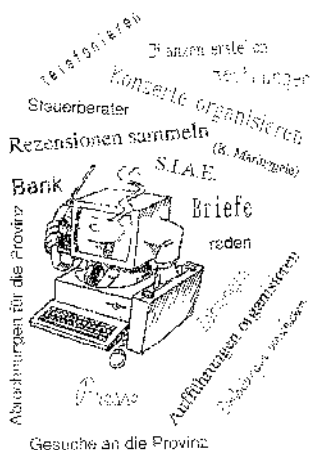
Andere KleanderLeben: Marini Hans, Marini Raimund, Marini Udo, Hefer Elisabeth, Marth Katharina, Carresio Umberto, Masten Fini, Altek Mathilde...

THEATER IN I



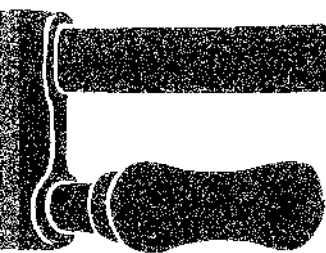
stilistisch, wie inhaltlich allesamt sehr unterschiedlich und Texte schrieb (und es gab fast ein Rotationsprinzip) und Johanna machten zusammen das Stück "Gott vornehmlich allein, hat im Vorjahr das Solostück mit neuen Leuten (eine Gruppe von Schauspielern) im "Trio Vasari". Neu dazugekommen sind Karin Pera zwei Musiker, wodurch die musikalische "Klemme"-Musikgruppen "Trio Vasari" und "Sondergerade ein Projekt über die Commedia dell'Arte". Die Zusammenarbeit der "Profigruppe" mit der

Dario Fo, Karl Valentin, Boris Vian, Jura Soyfer, Mrazek, Unger und Stücke von hiesigen Autoren. Alles was sich bewegt oder uns bewegt. Krieg und Not bleiben uns erhalten. Mord und Totschlag werden uns weiterhin begleiten. Liebe kommt immer wieder vor. Stücke zu diesen Themen sind oder werden geschrieben, wir brauchen sie also nur zu spielen. Natürlich kommt man dabei auch in die "Klemme" (Besetzungs-, Finanz-, Finanz- oder sonstige Schwierigkeiten) jedoch, wenn sich die Probleme lösen lassen. **Aus** der "Klemme". So einfach ist das! (F. Marini)



bei Thurnhelda, Lammner Hans, Kröse Polsha, Bernard Franco, Bernard Walther, Waldner Oswald, Abram Senate, Christian, Bartoli Franco, Siegel Irene, Koller Richard, Kall Gilbert, Bartoli Gigi, Bisslerbei Christine, Pichler Franz.

ER KLEMME - MERAN



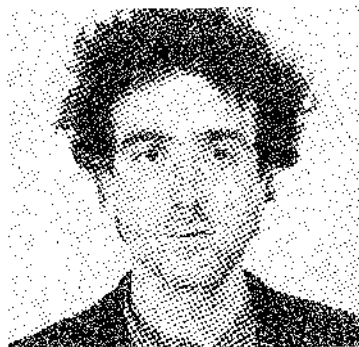
Das "Theater in der Klemme" ging 1979 aus einem Konflikt innerhalb der Meraner Volksbühne hervor. Die "Klemme" war die Fraktion innerhalb der Volksbühne, die intensiveres, kritischeres Theater spielen wollte, als es damals im Südtiroler Volkstheater üblich war. Seit 1990 gibt es innerhalb der "Klemme" auch eine kleine Gruppe von Leuten, die sich entschieden, nach Südtirol zurückzukehren, um zu arbeiten, und innerhalb der "Klemme" ein günstiges Territorium dafür fanden.

Ursprünglich bestand diese Gruppe aus Johanna Porcheddu, Karina Walhöfer, Giorgio Sperri und Peter Oberdörfer. In dieser Formation entstanden die Stücke "Enanemia", "Das Wunder", "toccata e fuga" und "Macerie". Es waren sowohl die Stücke, was an der Heterogenität der Gruppe lag. Wer gerade Regie führte (auch die Stücke), prägte eben Stil und Inhalt. Schließlich siegte die Zentrifuge. Karin hat den Sommer mit Fliegen erschlagen, bevor sie fortgingen, Peter arbeitet nun als Klarinettenist in verschiedenen Ländern) an dem Stück "Les Popelicanes" und als Klarinettenist in Maringale, sie arbeitet in der Organisation, und mit Klaus Janek und Marcello in den Aktivitäten der "Klemme" beträchtlich zugenommen haben, was sich in den "Meraner Quartet" äußert. Inzwischen ist noch Giovanni Zurzolo hinzugekommen, was macht. Natürlich hat auch die Laiengruppe um Franco Marini weitergearbeitet. Die "Laiengruppe" ist letztlich eine der Stärken der "Klemme".

Tutti gli spettacoli che sono nati con la mia regia hanno come tema prevalente il senso del religioso nel mondo contemporaneo. Mi voglio spiegare. Non si tratta di parlare di religione (tipo quella cattolica o del buddismo), ma scoprire quali sono quei sentimenti che fanno della persona oltre ad un animale pensante anche un animale divino. Il miglior modo che ho trovato per raccontare tutto questo è il teatro grottesco, comico e musicale. Hanno così preso la luce **ENANTIODROMIA** ('90), **MACERIE** ('92) e per ultimo (ancora in corso) **LES POPELICANES** ('93).

Chiaramente gli spettacoli non gli ho fatti da solo, ma con attori provenienti da tutta Italia e da alcuni paesi europei (Germania, Svizzera, Spagna ecc.). Il desiderio di lavorare con attori stranieri è proprio dettato dall'idea che il sentimento religioso sia un sentimento universale, che tutti unisce nella stessa tensione.

Oltre a lavorare come regista mi sono occupato di portare il teatro in luoghi non convenzionali e per questo ho lavorato nelle scuole, nel carcere di Bolzano (dove sono stati messi in scena due spettacoli), nel CRIAF (Centro per il recupero degli alcolisti), ho curato due esperienze di animazione teatrale sulla storia di Merano, cercando, infine, dove era possibile o dove mi veniva richiesto di creare dei momenti di "Weiterbildung" per operatori culturali. (G. Degasperi)



Laßt tausend kleine Konferenzen blühen

Jugoslawien, die Friedensforschung und die Verantwortung der Sozialwissenschaften

Um Informationen über Hintergründe zum Krieg in Jugoslawien zu erlangen, ist es trotz einer wahren Informationsflut in den Medien notwendig, zu historischen Büchern zu greifen. In der Berichterstattung der Massenmedien kommen Hintergrundinformationen zu kurz. Unter anderem finden Sichtweisen und die Arbeit der Friedensforschung und der Friedensbewegung in- und außerhalb des ehemaligen Jugoslawien kaum Eingang in die Massenmedien. Der folgende Text ist ein kleines Stück Zusatzinformation.

Johan Galtung ist Mitbegründer der wissenschaftlichen Friedens- und Konfliktforschung 1959 in Oslo und gilt seither als einer der wichtigsten Vertreter seines Faches. Er ist Träger des alternativen Friedensnobelpreises 1987. Galtung ist Visiting Professor an über 40 Universitäten und hat in diesem Jahr auch einen Lehrauftrag an der Universität Innsbruck.

Das folgende Referat hielt Galtung auf Einladung des Universitätsarbeitskreises "Wissenschaft und Verantwortlichkeit" im ORF-Landesstudio in Innsbruck am 9.12.1993; es wird nach einer handschriftlichen Mitschrift wiedergegeben, die *Benedikt Sauer* transkribiert hat.

Wir spenden, bilden Lichterketten, sind betroffen. Und dennoch besteht die Gefahr, daß wir abstumpfen und verstümmen. Ich muß vorausschicken: Friedensforschung ist eine interdisziplinäre Wissenschaft und als Friedensforscher bin ich nirgends auf der Welt ein Patriot. Der Versuch, Grenzen zu sprengen, ist zwar oft unbequem, es gibt aber auch eine große Nachfrage danach.

Unsere Arbeit läßt sich ein wenig mit der Tätigkeit von Ärzten vergleichen, für die Friedensforschung gelten 3 allgemeine Voraussetzungen:

- 1) Es gibt keine Wertfreiheit in unserer Wissenschaft. Auch der Arzt soll meinen "Fall" nicht nur interessant finden, sondern er soll mir helfen.
- 2) Friedensforschung ist der Versuch, mit Diagnose, Prognose und Therapie zu arbeiten. Friedensforscher sind Generalisten: Ich habe viel mit Theologie und Philosophie, aber auch mit Sprachwissenschaft gearbeitet.

In der Wissenschaft ist streng genommen nur die Analyse/Diagnose zulässig, bereits die Prognose gilt als problematisch. Bei der Therapie begeben wir uns ganz auf die Ebene der Praxis und bekommen Konkurrenten: Staatsmänner und Diplomaten.

- 3) Wir versuchen, keine Schuldzettel auszustellen - ähnlich wie der Arzt -, denn wir betrachten die Menschheit als verletzlich.

Ich gehe von einer Drei-Teilung der Gesellschaft in Staat, Kapital und zivile Gesellschaft aus.

Wir leben auf einem Kontinent, dessen Kulturen hauptsächlich Gewaltkulturen sind. In den meisten davon gilt die

Maxime, daß an der Spitze der Gesellschaft Menschen sind, deren Tun und Denken nicht widerlegbar ist. Gott hat in der säkularen Gesellschaft zwei Nachfolger gefunden: den Staat und das Kapital. Die Rolle der früheren Geistlichkeit nehmen auf der Ebene des Staates die Juristen und auf der Ebene des Kapitals die Ökonomen ein. Beide fallen ebenso apodiktische Urteile wie früher die Geistlichkeit: die ersten mit Gesetzen, die zweiten mit mathematischen Axiomen.

Für die Zivilgesellschaft stehen die Sozialwissenschaften zur Verfügung: Sie sind weitgehend falsifizierbar, wenn sie auch apodiktische Kerne enthalten.

Die Friedensforschung ist ein Kind des Kalten Krieges: 1959 entstand das erste Institut in Oslo.

Zum Ende des Kalten Krieges haben vier Ideen wesentlich beigetragen:

- 1) die einer defensiven, nicht provozierenden Verteidigung als Übergangsform, auch um die Militärs zu beruhigen;
- 2) die einer asymmetrischen Abrüstung: Wir waren nicht für eine 100%ige einseitige Abrüstung, sehr wohl aber für eine 10%ige;
- 3) die der Volksdiplomatie: einer Diplomatie nicht durch Diplomaten, sondern durch die zivile Gesellschaft; und
- 4) die der Gewaltlosigkeit, inspiriert durch Gandhi und Martin Luther - als ein Ausweg zwischen Gewalt und Kapitulation.

Diese vier Ideen haben zwar zwischen 1985 und 1989 einen Hauptbeitrag zum Ende des Kalten Krieges geleistet, aber ohne Gorbaciov wäre der Kalte Krieg nicht beendet worden. Das war eine Zusammenarbeit zwischen Zivilgesellschaft



- weil sie das falsche Christentum haben,
- weil sie die falsche Schrift haben (Kyrillisch),
- weil sie von den Türken besetzt worden sind,
- weil sie zu viele Österreicher und Deutsche getötet haben,
- weil sie zu weit östlich leben,
- weil sie in Religion und Schrift zu sehr den Russen ähnlich sind.

Das Modell des Kalten Krieges, nichts anderes, wurde auf Jugoslawien projiziert (westlich-katholische Kroaten und östlich-„russische“ Serben).

Wenn auf der Grundlage von Unwissenheit die Juristen eingreifen, dann verteilen sie Strafe und Belohnung. Die Ökonomen kommen hinzu (Sanktionen) und unterstreichen die Richtigkeit der Arbeit der Juristen („ja, das stimmt“). Aber wenn man Menschen wie Ratten behandelt, dann reagieren sie aggressiv. Diejenigen, die in Ex-Jugoslawien leben, sehen die Situation ganz anders: Viele sehen sich außerwählt, grausam traumatisiert durch die Geschichte. Wie reagieren sie, wenn man sie als Objekte behandelt? Sie erleben es: die ökonomischen Sanktionen zum Beispiel, als weiterer Teil einer Traumatisierung. Daß die Sanktionen ein Beitrag zur moralischen Erneuerung sein könnten, dies kann man wohl nur glauben, wenn man naiv ist. Diese subjektive Sichtweise, diese Reaktion auf Traumatisierung ist

und einem Staatsmann. („Gorbuciov“ steht hier nicht für ein Individuum, sondern für den Ausdruck einer Kollektivität.) Russische Diplomaten haben die Brandtsche Außenpolitik und die westliche Friedensbewegung als wichtige Indizien dafür bezeichnet, daß Deutschland nicht mehr revanchistisch ist.

Es hat lange gedauert: seit 1949 (NATO), seit 1955 (Warschauer Pakt) - egal, wo Sie den Beginn des Kalten Krieges ansetzen, hat es lange gedauert. Bis etwas Ziviles entsteht, braucht es Zeit. Das wird auch für Jugoslawien gelten.

Das Staatensystem hat versagt. UNO, NATO, EU, WLU und die Einzelstaaten haben versagt.

Erstens, weil das Staatensystem eine bestimmte Ideologie hat: Die Dichotomisierung der Welt in Freund und Feind. Das ist - wie wir miterleben müssen - letztlich ein Nullsummenspiel. Unsere Staaten sind Kinder der westlichen Kultur und deren dichotomischen Denkens. Die erste Reaktion bei Konflikten zielt darauf ab, Schuldige zu finden. Die Schul-

den sind als Teil der Realität zu betrachten.

Ich schlage 7 Punkte zur schrittweisen Realisierung des Friedens vor:

1) die ökonomischen Sanktionen aufheben.

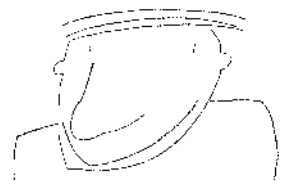
Sie sind eine Methode, um ältere Menschen und Kinder zu töten.

Wenn man dies als Erfolg betrachtet, dann ist man faschistoid.

Der UNO ist es durch die Sanktionen gelungen, die demokratische Opposition gegen Milosevic abzuschaffen. Außerdem machen die Sanktionen jeden Hilfskontakt zwischen der „westlichen“ und der serbischen Zivilgesellschaft unmöglich.

Milosevic hat den Mafiosi die Möglichkeit gegeben, viel Geld zu machen - durch Schmuggel. Die meisten Mafia-Verbände handeln zwischen Kroatien und Serbien und kommen aus Kroatien.

2) Das Kriegsverbrechertribunal aufheben.





Auch dadurch wird die Traumatisierung nur verlängert - und zwar bei allen drei Völkern.

3) Eine Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit für Süd-Osteuropa einberufen.

Ich spreche bewußt von "Südosteuropa", weil "Balkan" in West-Europa als Schimpfwort verwendet wird.

Die KSZE hat eine wichtige Rolle im Kalten Krieg gespielt: Alle Parteien waren eingeladen, kein Thema war tabu.

Man hätte mit einer Südosteuropa-KSZE bereits 1990 beginnen können. Man hat dies nicht getan, weil 1990 die Neue Weltordnung verkündet wurde: In Jalta wurde Europa geteilt, in Malta wurde die Welt eingeteilt.

Im Grunde war es die alte Großmachtspolitik von vorher: eine Aufteilung, nur um die Sowjetunion nicht zu demütigen. Ein Ränkespiel zwischen Staatsmännern: Bush ist in Panama einmarschiert und die Sowjetunion in die baltischen Staaten, und es gab gegenseitig keine Proteste.

Die EG verfolgt vor allem zwei Absichten: eine gemeinsame Außenpolitik zu betreiben und eine Hegemonialrolle zu übernehmen. Die Anerkennungspolitik in Jugoslawien war unverantwortlich. Sie war im Falle Kroatiens, wegen der ungenügenden Garantie für die anderen Minderheiten, schon problematisch, und sie war im Fall von Bosnien-Herzegowina ein Verbrechen. Wenn man in einem Land mit drei Minoritäten die politische Macht einer der drei Minoritäten überläßt, dann bekommt man notgedrungen Konflikte. Außerdem hatte das Datum der Anerkennung, der 6. April 1992, eine antiserbische Symbolik: Der 6. April 1941, an dem Belgrad bombardiert wurde, war der schwärzeste Tag in der serbischen Geschichte, und er hatte den Untergang Jugoslawiens zur Folge. Mit kulturellen Symbolen sollte man sorgfältig umgehen.

Wieso spreche ich von einer Konferenz für Südosteuropa und nicht nur von einer Jugoslawien-Konferenz? Es gibt in der gesamten Region ethnische Großstaatsphantasien: Großserbien, Großkroatien, Großalbanien, Großmazedonien, Großgriechenland, Großungarn, Großtürkei und als Einflusssphäre auch Großösterreich und Großdeutschland.

Wenn ich diese phantasierten Gebiete auf Folien zeichne und diese dann übereinanderlege, dann wird es ganz schwarz.

4) Ich bin für die Entsendung von Friedens-Truppen, aber es müssen fünf Bedingungen gegeben sein:

- eine gewisse militärische Bildung (sie müssen etwas über das Militär wissen);

- sie sollen Polizeifunktionen übernehmen, aber im Sinne einer "policia municipal" und nicht im Sinne einer "guardia civil";

- sie müssen etwas von Ge-

waltlosigkeit verstehen;

- sie müssen etwas von der Beteiligung an Konflikten verstehen: selbst wenn sie nur in Gesprächen, beispielsweise mit Serben, Kroaten und Muslimen gleichzeitig, zum Ausdruck kommen;

- 50% davon müssen Frauen sein.

Ich bin gegen eine militärische Intervention, denn dadurch wird die Gewaltschraube nur noch mehr nach oben gedreht.

Die Frage ist selbstverständlich auch, wie friedensbewahrende Truppen sicherer gemacht werden. Denn die derzeit stationierten UNO-Truppen bestehen aus unerfahrenen Leuten. Das sind alles ganz junge Soldaten, die da hingeschickt werden.

Vom Beispiel Nicaragua läßt sich lernen, von den internationalen Friedensbrigaden: Sie waren vor Ort, entstammten der zivilen Gesellschaft und hatten eine dämpfende Wirkung. Das ist allerdings nicht risikofrei.

5) In ehemaligen Jugoslawien finden täglich tausend kleine "Friedens-Konferenzen" statt, Begegnungen, Gespräche: In jedem Dorf gibt es z.B. Menschen, die Kriegsverweigerer verstecken. In erster Linie tun dies Frauen - so wie fast alle Gewalt in Jugoslawien Männergewalt ist. Wir haben in Ex-Jugoslawien genau genommen kein Gewalt-Problem, sondern ein Problem der Männergewalt.

Laßt also diese 1000 Konferenzen auf Lokalebene blühen, am besten *anstatt* - aber zumindest *neben* den Konferenzen der fünf Kriegsherren in Genf. Genf ist zwar noch notwendig, aber es ist beileibe nicht hinreichend. Die lokalen Konferenzen werden geheim abgehalten, das heißt, daß es etwas zu verstecken gibt. Und das gehört geändert.

In Genf könnte außerdem eine Nebekonferenz abgehalten werden, von Frauen meinetwegen, in einem Nebensaal des UNO-Gebäudes.

Verstärkt gehören die Initiativen auf Gemeindeebene in Ex-Jugoslawien, weil die Gemeinde zwischen dem Staat und der Zivilgesellschaft angesiedelt ist. Wir können von der Schweizer Bewegung "Gemeinde gemeinsam" etwas lernen: Jede Gemeinde adoptiert z.B. eine Gemeinde in Jugos-

slawien und stellt z.B. Gemeindepolizisten zur Verfügung. Der Hauptvorteil der Gemeinden gegenüber Staaten besteht darin, daß sie keine Waffen haben.

6) Zu den schlimmsten Verbrechen im Jugoslawien-Konflikt gehört die Medienberichterstattung. Die österreichischen Medien sind besonders schlimm. Die Medien sind blut- und elitenhungrig. Eine schlimme Rolle spielen auch die Medien in Ex-Jugoslawien.

Es braucht mehr Frauen, mehr Journalistinnen, sie sind oft weniger blut- und elitenhungrig. Erwachsenenbildung für Journalistinnen zur Vermittlung von Basisinformationen wäre notwendig. Die meisten wissen sehr wenig, von den historischen Hintergründen zum Beispiel. Dieser Fortbildung steht aber die journalistische Arroganz entgegen.

Und es braucht neue Medien, eigene Radios und Fernsehsender der Friedensbewegung, die allerdings sehr teuer sind.

7) Welche Chancen liegen in ökumenischen Begegnungen? Ich bin da etwas skeptisch. Meine Erfahrungen sind negativ. Die katholische Führung in Kroatien und die orthodoxe in Serbien sind steinhart. Aber in jeder Religionsgemeinschaft gibt es Harte und Weiche. Ich plädiere eher für einen Dialog innerhalb der Religionsgemeinschaften. Beispiele dafür gibt es in Norwegen, in Deutschland, auch in Österreich.

Trotz allem glaube ich, daß die Völker in Südosteuropa wieder versuchen werden, zusammenzuleben, daß Jugoslawien III (drei) gebaut wird - hoffentlich aber als eine lockere Konföderation. Wenn man nämlich auf dieses Territorium einen Palast darüber baut, dann muß man etwas von japanischer Erdbebenarchitektur verstehen.

Abschließend: Woher beziehen Friedensforschung und Friedensbewegung eigentlich ihre Legitimität? Sie rührt von einer Kleinigkeit her: Wir wollen Frieden schaffen mit friedlichen Mitteln. Wenn wir Fehler machen, dann gibt es hinter uns keine Ruinen.

Auszüge aus der anschließenden Diskussion:

Welcher Schritt ist Ihrer Ansicht nach der wichtigste; was ist zuerst zu tun?

- Ich finde es besser 10 kleine Schritte gleichzeitig zu tun, als einen großen, das habe ich von den Chinesen gelernt. Die Folgen sind leichter abschätzbar.

- Jugoslawien II (zwei) war eine Unmöglichkeit, aber Tito hat diesem Staat einen Sinn gegeben, und zwar durch die

Blockfreiheit. Tito hat einen Block mit 110 Staaten, und damit den größten Block geschaffen. Und es gibt immer noch mehr als eine Million Menschen in Jugoslawien, die von sich mit Stolz sagen: Ich bin Jugoslawe.

- Der Vatikan spielt eine unrühmliche Rolle in diesem Konflikt: es gibt ein katholisch-deutsches Bündnis.

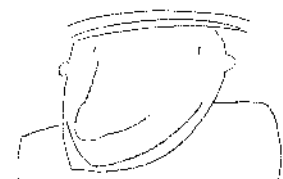
- Zwischen Deutschland und Jugoslawien besteht eine historische Asymmetrie: Immer wenn der eine Staat oben war, war der andere unten. Jugoslawien entstand am Ende des ersten Weltkrieges, Jugoslawien II (zwei) am Ende des zweiten, und es verschwand als Deutschland wiedervereinigt wurde. Sie können sich vorstellen, was ich als Bedingung für ein Wiederaufstehen von Jugoslawien III (drei) sehe.

- Es wird wahrscheinlich notwendig sein, neue Grenzen zu ziehen. Wir sollten dies nicht den Militärs überlassen, sondern frühzeitig öffentlich darüber diskutieren.

- Der Kosovo ist für die Serben das, was der Vatikan den Katholiken bedeutet: Dort sind die wichtigsten orthodoxen Heiligtümer. Deshalb löst man das Problem nicht mit einer Volksabstimmung, denn bei einer Volksabstimmung stimmt die Geschichte nicht mit. Und in Jugoslawien ist sehr viel Geschichte auf jedem Quadratkilometer präsent.

- Der Waffenhandel? Die Serben erhalten Waffen durch die kroatische Mafia und aus Rumänien, nicht aus Rußland. Ihre Hauptquelle ist aber die eigenständige Waffenproduktion. Allein in Bosnien gibt es an die 160 unterirdischen Waffenfabriken. Und die Kämpfe, die als ethnische Säuberungskämpfe erscheinen, sind in Wahrheit Kämpfe um diese Waffenfabriken. Die Kroaten erhalten die Waffen vor allem aus Ostdeutschland über Österreich und Slowenien. Als Mittelsperson fungiert eine Frau, die in Wien lebt.

- Eine Militärintervention wäre nicht nur nicht wünschenswert, sondern schwer möglich: Auf dem Territorium gibt es mehr Kalkhöhlen zum Verstecken als es Menschen gibt. Die Konsequenz einer Militärintervention wäre womöglich eine Solidarisierung unter allen drei Kriegsparteien. Auch viele Militärs sehen keine Möglichkeit zur Intervention: Colin Powell, den Sie vom Golfkrieg her kennen, meinte kürzlich: Bevor er sich für eine Militärintervention ausspreche, müsse ihm erst einmal jemand die Zielsetzung darlegen, damit er auch weiß, wann er erfolgreich war.



Vom freien Markt und seiner Tyrannei

Über die Zukunft des deutschsprachigen Buchmarktes

Wer in unseren Breiten vom deutschsprachigen Buchmarkt spricht, darf die kleinen Buchmärkte der Schweiz und Österreichs sowie den winzigen Südtiroler Buchmarkt natürlich nicht außer acht lassen, ist sich aber zur selben Zeit auch bewußt, daß gerade diese nur isoliert betrachtet von Interesse sind, da sie für die Entwicklung des Buchmarktes im deutschsprachigen Raum eine winzige, höchstens statistische Rolle spielen. Der Löwenanteil am Umsatz aller im deutschsprachigen Raum veröffentlichten - und vor allem verkauften - Bücher fällt natürlich auf den deutschen - mittlerweile gesamt-deutschen - Buchmarkt ab.

Es ist daher nicht nur legitim, sondern sogar von Vorteil, eine Prognose über die Zukunft des deutschsprachigen Buchmarktes auf den (gesamt)deutschen zu beschränken und die Entwicklung anderer gesondert zu betrachten.

Wie immer bei Prognosen lassen sich die abzuwachsenden Entwicklungen aus den Strukturveränderungen herauslesen, die sich in den letzten zehn Jahren abzeichneten und abzeichnen. Daher zunächst ein Blick in die Gegenwart und unmittelbare Vergangenheit:

Mit zur Zeit etwa 50.000 Neuerscheinungen und weiteren etwa 15.000 bis 16.000 Neuauflagen pro Jahr ist der deutsche Buchmarkt einer der größten (und gleichzeitig auch erfolgreichsten) Europas. Dabei stellt die eigentliche Konsumware, der Bestseller, die zwingende wirtschaftliche Voraussetzung für das meist schwer verkäufliche anspruchsvolle Werk dar. Dies gilt besonders für Publikumsverlage mit gemischtem Belletristik- und Sachbuchprogramm, die sich an ein allgemeines, fachlich nicht spezialisiertes Publikum wenden. In diesen Häusern schaffen vor allem Unterhaltungsromane, Gebrauchsliteratur und Ratgeber für eine möglichst große Zielgruppe sowie Sachbücher zu populären Themen das wirtschaftliche Fundament für das Engagement für spezielle Sachliteratur und für anspruchsvolle oder experimentelle schöngeistige Literatur.

Wenn man weiß, daß einem anspruchsvollen literarischen Werk eines jungen Autors mit 2.000 bis 3.000 verkauften Exemplaren ein Bestseller mit nicht selten 20.000 verkauften Exemplaren gegenüberstehen kann und zudem nicht jeder vom Verlag als erfolgreich eingeschätzte (und in entsprechender Auflage und zu entsprechendem Preis produzierte) Titel auch effektiv ein Bestseller wird (zuweilen unter 50%), ist es eigentlich verwunderlich, daß die (bundes)deutsche Verlagslandschaft noch so vielfältig aus-

sieht, zumal der nur mehr für Bücher geltende "gebundene Ladenpreis" von den Verlagen so knapp berechnet ist, daß er - zusammen mit den ständig steigenden Rabatten gegenüber dem Buchhandel - gerade ihnen oft zum Verhängnis wird.

Es gibt immer wieder Stimmen, die auch für das Buch die Aufhebung der Preisbindung fordern. Doch das hätte für den Buchmarkt indirekt negative Folgen: Großbuchhandlungen, Ladenketten und Kaufhäuser, die durch Großeinkauf eines bestimmten gut verkauften Sortiments höhere Rabatte in Anspruch nehmen (50% gegenüber 35%) und ihre Ware zu entsprechend niedrigeren Ladenpreisen anbieten könnten, würden dadurch den kleineren Buchhandlungen, die in diesem Konkurrenzspiel nicht mehr mithalten könnten, das Wasser absaugen und sie über kurz oder lang in den Konkurs treiben. Zudem brächte die Konzentration auf gängige Bücher mit sich, daß die Auflagen anspruchsvollerer Bücher sinken, deren Preise aber steigen würden, was längerfristig einer sowohl quantitativen wie qualitativen Verarmung der Verlagsprogramme gleichkäme.

Ein Blick über die Grenzen nach Schweden und nach Frankreich - zwei Länder, in denen die Ladenpreisbindung für Bücher aufgehoben worden ist - zeigt die Richtigkeit dieser Prognosen. (In Frankreich hat man die Preisbindung nach negativen Erfahrungen am 1. Jänner 1982 wieder eingeführt.)

So gesehen ist also die Ladenpreisbindung nicht nur eine Art Schutzgarantie für die vielen kleinen und spezialisierten Buchhandlungen, die zusammen mit einem gut funktionierenden Großbuchhandel, der jedes nicht vorrätige Buch binnen 48 Stunden zu beschaffen instande ist, ein Grund dafür sind, daß es um die deutsche Bücherlandschaft trotz der seit einigen Jahren anhaltenden Verluste noch gut bestellt ist.

Der wirtschaftliche Einbruch in der Buchbranche hat mit Anfang der 80er Jahre begonnen. Das Ungleichgewicht zwischen wirtschaftlich vertretbarem Verkaufspreis und Produktionskosten für ein ausgewogenes und anspruchsvolles Programm, die vor allem vom Fernsehen herrührende Konkurrenz im Unterhaltungs- und Freizeitgestaltungsbereich und hauptsächlich die vorsichtige bis zurückhaltende Einkaufspolitik der Buchhändler haben die Verlage veranlaßt, ihre Programme zu reduzieren und ihr Titelangebot zum Teil zu verringern.

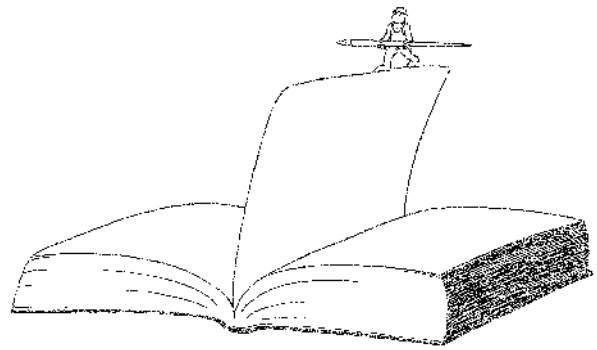
Auch wenn diese Entwicklung vielfach als ein positiv zu beurteilendes "Gesundschumpfen" (HANS-HELMUT RÖHRING: "Wie ein Buch entsteht. Einführung in den modernen Buchverlag.", S. aktualisierte und erweiterte Auflage, Darmstadt, 1992, S.4) angesehen worden ist, ist dieses "Gesundschumpfen" nicht selten gerade auf Kosten der anspruchsvolleren und qualitativ objektiv höherwertigeren Titel erfolgt, die nicht zuletzt auch deshalb auf der Strecke bleiben, "weil der Käufer nicht bereit ist, dafür den notwendigen Preis zu zahlen." (HANS-HELMUT RÖHRING: a.a.O., S.4)

Auch bei den Kinder- und Jugendbuchverlagen hat sich die Struktur verschlechtert. Neben den geburtschwachen Jahrgängen sind es hier vor allem die zum Teil enorm gestiegenen Produktionskosten für die aufwendigen Bilderbücher, die zum Teil immensen Kosten für die Rechte auf deutschsprachige Autoren (daher gehen die Kinderbuchverlage vermehrt dazu über, Übersetzungsrechte für im Ausland - hauptsächlich Spanien - erscheinende Titel einzukaufen) und der zunehmende Konkurrenzdruck seitens der Taschenbuchverlage, die sich bemerkbar machen.

Einzig und allein diese - mit einem in den letzten 20 Jahren um das achtfache auf etwa 8.000 gestiegenen Titelvolumen - sowie ein Teil der Fachverlage mit spezialisierten, zielgruppengenau orientierten, schwer austauschbaren und für die Zielgruppen kaum verzichtbaren, weil notwendigen Publikationen können einen Aufschwung verzeichnen.

Wenn die Preise für Hardcover-Ausgaben weiter steigen, haben Taschenbuchverlage die Chance, weitere Marktanteile der Hardcover-Verlage zu übernehmen; auch wenn diese versuchen, durch Paperback-, Sonder-, Volks- und Billigausgaben dem entgegenzuwirken.

Auch wenn es um den Büchermarkt in Deutschland nicht gerade rosig steht, ist es bisher weder zu existentiellen Krisen noch zu einer Verödung der Literaturlandschaft gekommen. Es hat Kurskorrekturen gegeben, es hat Pleiten gegeben, es hat - mitunter schmerzhaft - Verluste in den Verlagsprogrammen gegeben, aber es hat auch Klein- und Kleinstverlage gegeben, die sich als Garanten für die vielfältige Branchenvielfalt etablieren konnten. Den so buntgefächert die bundesdeutsche Verlagslandschaft auf den ersten Blick aussieht, so konzentriert erscheint sie einem beim näheren Hinsehen: Verlage wie Fischer, Kindler, Droemer-Knaur und Rowohlt etwa gehören zu 100% dem Holtzbrinck-Konzern in Stuttgart; 25 andere (Stand 1990) Publikums-, Fach- und Wissenschaftsverlage gehören zum Bertelsmann-Konzern, dem zudem die diversen "Stern"- und "Geo"-Bücher sowie der Goldmann Taschenbuchverlag gehören. Er beherrscht zudem den Bereich der Buchclubs, seit Holtzbrinck seinen Buchclub "Deutscher Bücherbund" im August 1989 an die Münchner Kirchengruppe verkauft und sich ganz aus dem Buchclubgeschäft zurückgezogen hat. Die einzigen nicht zu Bertelsmann gehörenden Buchclubs sind der gewerkschaftseigene Buchclub "Büchergilde Gutenberg" und die als Verein organisierte "Wissenschaftliche Buchgesellschaft".



So wie hier ist es auch für andere, heute noch selbständige Verlage zu befürchten, daß sie irgendwann einmal ihre Selbständigkeit aufgeben müssen, wollen sie überleben. Einer der wesentlichen Gründe dafür wird dabei die bereits erwähnte Konkurrenz des Fernsehens in den Bereichen Unterhaltung und Information sein. Die Auflagen im Bereich der Belletristik, aber auch im Sachbuchbereich gehen nämlich schon seit Jahren zurück.

Dafür verantwortlich sind jene Veränderungen, die gemeinhin als "Strukturwandel" des deutschen Buchmarktes bezeichnet werden, und deren wir bereits einige kennengelernt haben:

1. Eine nahezu konstante Titelflut (1989: 65.989 Neuerscheinungen, davon knapp 50.000 wirkliche Novitäten, der Rest sind Neuausgaben bzw. -auflagen), mit der die Verlage versuchen, die durch sinkende Auflagen bedingten Verluste aufzufangen.
2. Diese Titelflut trifft auf einen stagnierenden - in Teilbereichen sogar schrumpfenden - Markt. Das liegt zum einen an stagnierenden bzw. sinkenden Bevölkerungszahlen, zum anderen an veränderten Konsumgewohnheiten.
3. Die Veränderung des Leseverhaltens führt zu einer Abnahme der für das Lesen aufgewandten Zeit zu Gunsten des Konsums elektronischer (audio-visueller) Medien.
4. Großbuchhandlungen und Buchkaufhäuser verdrängen mittlere und kleinere Buchhandlungen aus den Innenstädten in weniger frequentierte Gegenden. (Vgl. INGE FELTRINELLI: "Feltrinelli und die Buchhandlungen". In: Freibeuter 41, Berlin, 1989.)
5. Diese Großbuchhandlungen und Buchkaufhäuser ersetzen Personal durch Verkaufsfläche und steigern so den Pro-Kopf-Profit des Unternehmens.
6. Gleichzeitig können Großbuchhandlungen und Buchkaufhäuser aus den Rabatten auf Verlagsdirektbestellungen größeren Ausmaßes gegenüber mittleren und kleineren Buchverlagen, die nach wie vor auf den wesentlich ungünstigeren Barsortimentsbezug angewiesen sind, größere Gewinne erzielen (50% Rabatt gegenüber 35%).
7. Dies führt dazu, daß die von den Verlagen gewährten Rabatte gegenüber dem Buchhandel von durchschnittlich 42/43% auf etwa 45/46% gestiegen sind (zusätzlicher Grund: Vergrößerung des Umsatzanteils der Zwischenbuchhandlungen).
8. Eine starke Monopolisierung hat den Zwischenbuchhandel auf praktisch zwei Firmen zusammenschumpfen las-



sen, die heute den Markt beherrschen.

9. Warenmärkte, Ladenketten und Kaufhäuser mit diversstem Produktangebot haben das Buch (natürlich nur den Bestseller) als Umsatzbringer entdeckt.

10. Die Medien neigen vermehrt dazu, den Raum für Buchrezensionen zu reduzieren.

11. Die Lektorate in der größten Verlage werden drastisch reduziert, dafür werden die PR- und Werbeabteilungen erweitert. D.h. Lektoren, die früher ein Dutzend Titel auswählten und lektorierten, müssen heute bis zu 50 Titel übernehmen, die ihnen oftmals sogar von den Verkaufs- und Werbeabteilungen aufgezwungen werden. Alle diese Punkte führen in letzter Konsequenz zu dem, was offensichtlich die Zukunft des deutschen Buchmarktes sein wird: die Ausgrenzung des schwer verkäuflichen Buches - vom Gedichtband des unbekanntem jungen Autors zum engagierten Werk des wissenschaftlichen Theoretikers. Dies belegen auch alle neueren Untersuchungen auf dem Gebiet der Leseforschung: Was heutzutage vermehrt gelesen wird, sind alle Arten von Handbüchern und Ratgebern ("Wie repariere ich mein Auto, meine Frau und mich selbst?" KLAUS WAGENBACH: "Einige Spekulationen über die Zukunft des deutschen Buchmarkts". In: *Freibeuter* 41, Berlin, 1989, S.73) sowie Reiseliteratur aller Art; was weniger gelesen wird, ist "anspruchsvolle Belletristik, innovative politische und wissenschaftliche Literatur" (KLAUS WAGENBACH, a.a.O., S.73).

Wie sieht es nun vergleichsweise auf dem österreichischen bzw. Südtiroler Buchmarkt aus?

Mit knapp 100 Verlagen - darunter sowohl vom Bund geförderte wie der dem Bund gehörende Jugend & Volk-Verlag als auch nicht geförderten Autorenverlagen - ist Österreich ein auf den ersten Blick vielleicht gar nicht so klein erscheinender Markt. Doch eine Auflagenvergleich mit dem ihn auf massive Weise bestimmenden deutschen Buchmarkt zeigt, daß es sich bei diesen ca. 100 österreichischen Verlagen durchwegs um Klein- bis Kleinstverlage handelt, die sich, um sich über Wasser zu halten, vielfach dermaßen spezialisiert haben, daß sie außer in Fach- und Kennerkreisen - sogar in Österreich kaum bekannt sind. Der Taschenbuch-, aber auch der Belletristik- und Sachbuchmarkt wird beherrscht von den großen bundesdeutschen Verlagen (vom Buchclubbereich ganz zu schweigen: der Buchclub "Donauland" gehört zu der, zum Bertelsmann-Konzern gehörenden, "Deutschen Buchgemeinschaft"). Den kleinen wie - für österreichische Verhältnisse - größeren österreichischen Verlagen bleibt nichts anderes übrig, als sich verstärkt um einheimische Autoren zu bemühen (und auch die werden einem vielfach von ausländischen Verlagen weggeschnappt, weil diese finanzkräftiger sind: siehe Alois Heischmig, Norbert Gstrein, ...), um für Österreich relevante Sachliteratur (primär ge-



schichtliche Aufarbeitungen der selben drei Themen, wie der x-te Band über die Monarchie, die Rolle Österreichs im Zweiten Weltkrieg oder die Zweite Republik beweisen) und um Bildbände und Kunstdrucke (bei denen die unausrottbaren Klümpchen und Hundertwasser natürlich nicht fehlen dürfen). Den diversen, gottseidank nicht so wenigen engagierten Klein- und Autorenverlagen, wie beispielsweise der slowenisch-österreichische DRAVA-Verlag oder die Wiener "Verlag für Gesellschaftskritik" welche sind, ist es dabei zu verdanken, daß auch sozialkritische und gesellschaftspolitisch interessante Literatur publiziert wird. Trotzdem hält sich die Zahl dieser Publikationen so wie die Zahl aller in österreichischen Verlagen erscheinenden Publikationen in einem Ausmaß, das mit dem der deutschen Verlage in keinem Verhältnis steht.

Selbiges trifft natürlich auch auf den Südtiroler Buchmarkt zu, der - ebenso natürlich - zudem (wie immer und überall) von dem besonderen Strukturmerkmal geprägt ist, daß es sich bei ihm um einen Monopolmarkt handelt, den die Verlagsanstalt AETHESIA zu beinahe 100% beherrscht oder zumindest kontrolliert. Der zum Jahreswechsel 1990/91 unter finanzieller wie struktureller Schützenhilfe der Zeitschrift FF von einer eigens eingerichteten Gesellschaft gegründete Verlag EDITION RAETHIA, der mit einem ausgewählten und engagierten, auch der "Tradition", vor allem aber den "Nischen" im Bereich der für den Alpenraum relevanten Sachliteratur und Belletristik verpflichteten Programm (wie Verlagsleiter Gottfried Seldner in der Verlagsvorschau 1991 schreibt) mittlerweile in sein viertes Arbeitsjahr geht, muß allerdings noch beweisen, ob ein solcher

Kleilverlag in Südtirol neben dem Druck der bundesdeutschen und österreichischen Publikationen und neben dem AETHESIA-Imperium auf Dauer Bestand haben kann.

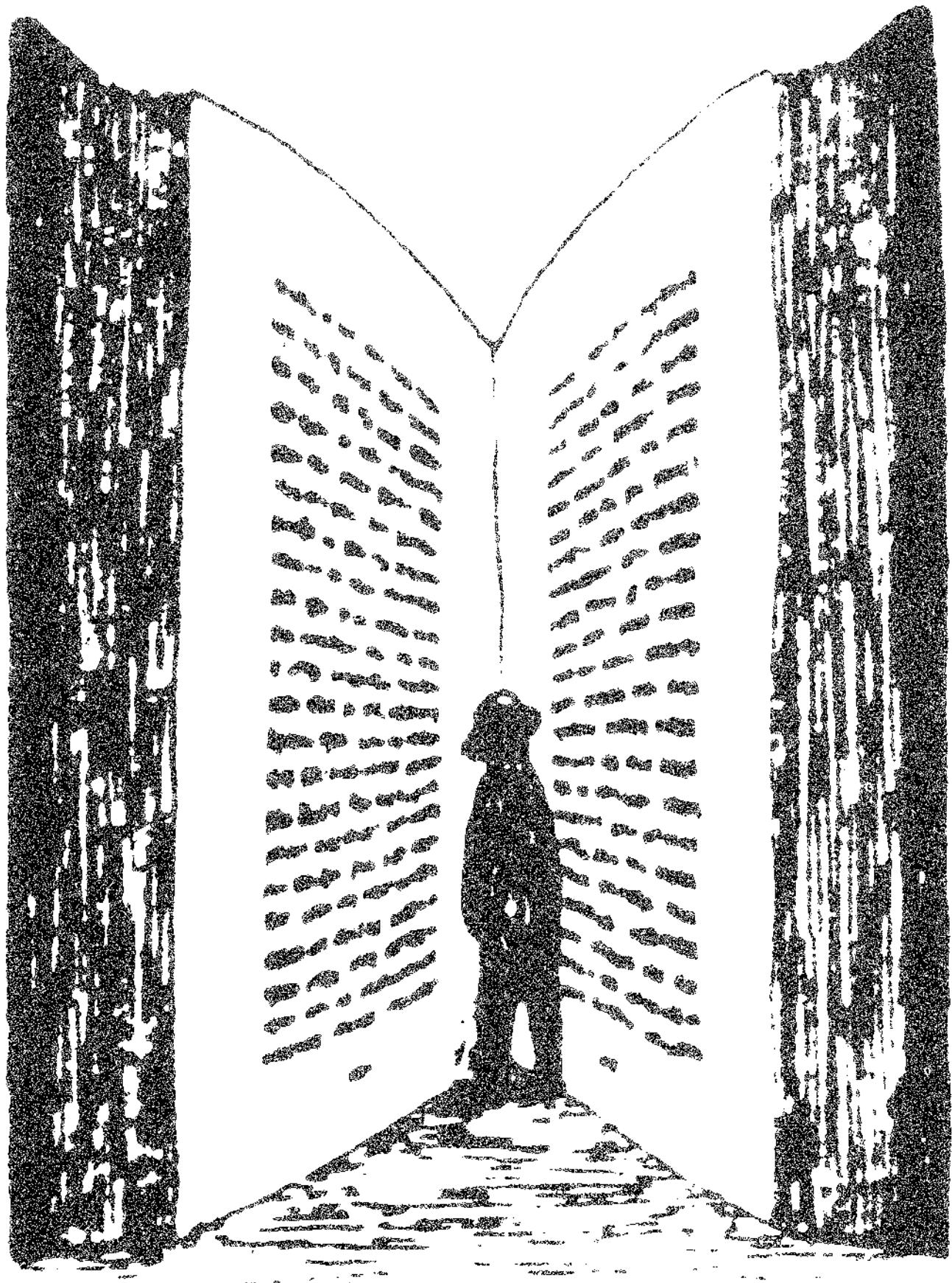
So wollen wir es zumindest für alle jene hoffen, die mit dem x-ten Kochbuch oder dem x-ten Tappeiner-Bildband aus dem Hause AETHESIA nicht zufrieden sind und glauben, daß es über Südtirol mehr zu sagen (und zu schreiben) gibt, als: "Schaut her, wie schön unsere Berge sind!"



Literatur:

RÖHRING, HANS-HELMUT: "Wie ein Buch entsteht. Einführung in den modernen Buchverlag.", 5. aktualisierte und erweiterte Auflage, Darmstadt, 1992.

WAGENBACH, KLAUS: "Einige Spekulationen über die Zukunft des deutschen Buchmarkts". In: *Freibeuter* 41, Berlin, 1989.



"Wir können nicht mehr ohne Fernsehen leben"

Kritische Stimmen gegenüber dem Fernsehen sind unüberhörbar. Gerne wird das Fernsehen als Sündenbock benutzt, ohne es überhaupt in all seinen Dimensionen betrachtet zu haben.

Der in Wien lebende Marc Ries arbeitet an neuen Theorien über das Fernsehen.

36

skolast: Als was würden Sie sich selbst beruflich bezeichnen?

Ries: Das ist eher schwer, weil es keine Bezeichnung gibt, die ich mir so global für meine Arbeit vorstellen kann. Ich denke, Medientheoretiker trifft noch am ehesten zu. Weder

Medienwissenschaftler, noch Mediensoziologe, sondern eben Medientheoretiker, insofern ich versuche, die Medien von einem eher universelleren Theorieverständnis her zu verstehen und nicht von einem einzelwissenschaftlichen Punkt aus.

skolast: Das geht doch ziemlich stark in Richtung Philosophie.

Ries: Ja, schon, aber nur deswegen, weil mir von den anderen wissenschaftstheoretischen Positionen oft die Grundlagenüberlegungen fehlen. Insofern greife ich auf die Philosophie zurück, weil ich von dort aus mehr an Reflexionsmaterial zum Thema Medien erfahre als in den Sozialwissenschaften.

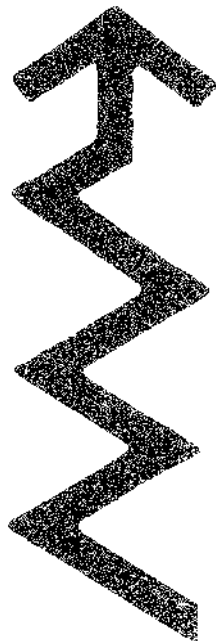
skolast: Z.B. für das Fernsehen?

Ries: Ja, z.B. das Fernsehen, wo ich sehr grundsätzlich theoretisch nachfrage, weil es eben so ein kontroversieller Gegenstand ist. Ich will für mich zuerst einmal herausfinden, warum es so ein kontroversieller Gegenstand ist, und warum viele andere medientheoretische Ansätze meines Frachtens scheitern.

skolast: Was ist dann Ihr Ausgangspunkt oder Ansatz?

Ries: Also einer der ersten wichtigen Ausgangspunkte war diese eben fast schon geologische Suche nach den elementaren Schichten und Dynamiken des Mediums. Da bin ich auf den Energieaspekt gestoßen, auf das Energetische schlechthin, insofern als die Energie, mittels der die Bilder und Töne hergestellt werden, eine sehr ausschlaggebende, zentrale Rolle spielt. Diese Energie läßt sich einmal rein physikalisch übersetzen als "elektromagnetisches Wellenband"

Daraus folgt dann eine der wichtigsten Eigenschaften des



elektromagnetischen Feldes, das Fließen, dieses omnipräsente Fließen des die ganze Wehmosphäre umschließenden Energiestromes. Und von den Eigenschaften des magnetischen Wellenbandes her (das Fließen, die Ubiquität usw.) versuche ich die Nutzung, Verwendung, aber auch die ideologische Manipulierbarkeit des Mediums zu denken. Innerer aber mit der theoretischen Grundvoraussetzung, daß diese energetische Kraft des Fernsehens jeder menschlichen oder politischen oder ökonomischen Vereinnahmung des Fernsehens vorausgeht bzw. diese Vereinnahmung bestimmt, in bestimmte Kanäle lenkt. Es ist nicht so, daß man von vornherein sagen kann, das Fernsehen oder eine Sendung ist eine rein funktional gemachte. Es gibt immer einen Vor- und einen Restwert, den man nur über das energetische Potential erklären kann.

skolast: **Mir fällt ein Satz von Ihnen ein: "Fernsehen ist schmutzig."**

Ries: Das ist ein von Enzensberger übernommenes Attribut. Er hat es in seinem wichtigen Text "Baukasten zu einer Theorie der Medien" verwendet, in dem es um einen aktiven kritischen Zugang zum Fernsehen geht. Aktiv in dem Sinn, daß man sich sehr wohl auch das Positive, Kreative, Kraftvolle des Fernsehens überlegt und nicht nur das Gegenteilige, die Schattenseiten. Für ihn ist das Schmutzige eine wesentliche Eigenschaft des Fernsehens.

Das Fernsehbild generiert nämlich alles andere als eine einzige saubere Informationsebene, sondern vermittelt immer schon eine schmutzige, d.h. eben sehr vielfältige, unreine, disperse und diversifizierte Information, eine, in der immer schon so viele Informationselemente drinnenstecken, daß man das Fernsehen in seiner Botschaftsfunktion nie auf eine einzige Aussage festlegen kann.

Das Schmutzige ist in dem Sinn einfach ein radikal positiver Begriff. Man müßte das jetzt an einzelnen Bildern oder Bildfolgen überprüfen, was das im einzelnen genau heißt. Es heißt für mich immer auch Befreiung von monologischem Denken und Schauen: Ich öffne mich als Zuseher der Qualität des Uneigentlichen, Pluralen des Mediums.

MARC RIES, geboren 1956 in Luxemburg, studierte Philosophie, Pädagogik und Soziologie in Wien und Klagenfurt. Zur Zeit ist er als Lektor an verschiedenen Universitätsinstituten zu den Themen "Theorie der neuen Medien", "semiotische Bildanalyse" und "Ästhetik" tätig. Außerdem arbeitet er am Abschluss seiner Dissertation zum Thema: Die vielfältigen Beziehungen zwischen Körper und Medien.

Bisher ist von ihm erschienen (Auswahl):

- *Elektro-poetischer Alltag*, in: *Konkarsbuch 21/89*;

- *Voilà, c'est sa voir qu'on voit, oder: Warum Protagoras den Kinematographen nicht zu denken bräuhete, Platon aber sehr wohl*, in: *Werner Wolf (Hg.), Wahr ist viel mehr, Katalog des Museums der Wahrnehmung, Steirischer Herbst 1990*;

- *Encore. En Corps. Die wiedererfundene Doxa im Fels der kinematographischen Körper*, in: *K. Siereck, G. Heiß (Hg.), Texte zu Film und Kino, PVS-Verlag, Wien 1992*;

- *Myosis. Gena Rowlands ist Gena Rowlands. Zum filmischen Körperspiel am Beispiel von "A woman under the influence"*, in: *A. Lang, B. Selter (Hg.), John Cassavetes. Director, PVS-Verlag, Wien 1993*.

skolast: **Sie haben eine eher kritische Haltung der Auffassung gegenüber, daß Fernsehen manipuliert?**

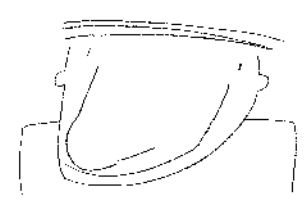
Ries: Das ist ein Teilaspekt unter mehreren anderen, der auch den energetischen Aspekt vernachlässigt. Ich meine, es gibt sicher manipulative Dimensionen und Konsequenzen aus der Gestaltung eines Mediums heraus, nur sind die für mich wie gesagt nur ein Teilaspekt und nicht das Wesentliche. Darüber ist schon soviel geredet worden, daß mir die anderen Aspekte von meiner analytischen Vorgangsweise her wichtiger sind.

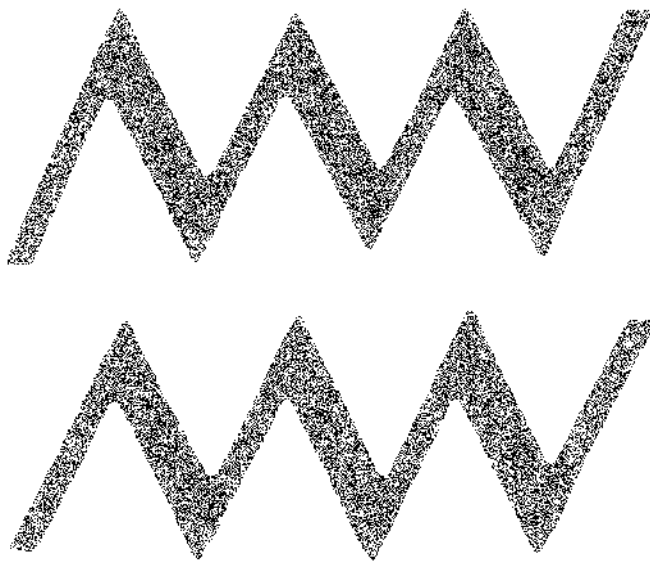
skolast: **Sie haben einmal gesagt: "Wir können ohne Fernsehen nicht mehr leben." Können Sie das erklären oder begründen?**

Ries: Vielleicht trifft das so in die Richtung von einem anderen theseartigen Satz von mir, daß eben das Fernsehen auch als quasi technisches oder technisches Subjekt zu denken ist. Fernsehen sozusagen als ein eigenes Organ, das sich von der Technik her entwickelt hat und quasi in unsere Gesellschaft eingepflanzt wurde oder sich eingepflanzt hat und, von meinem Verständnis her, nicht mehr wegzudenken ist unter den anderen organischen Bedingungen oder der organischen Struktur der Gesellschaft.

skolast: **In welchem Sinne nicht mehr wegzudenken?**

Ries: Insofern als es wesentliche Übersetzungsvorgänge innerhalb der Gesellschaft leistet. Fernsehen übersetzt ja permanent den gesellschaftlichen Status quo in Bilder und Töne. Wichtig in diesem Zusammenhang ist die sogenannte Anschlußdimension - Fernsehen als ein zentraler Teil des großen Annexionsprogrammes, das wir seit Beginn der Neuzeit verfolgen, das finde ich schon sehr wichtig. Annexion, Anschluß, medialer Anschluß; TV-Anschluß heißt eben, daß ich mir über diesen Anschluß die Welt schlechthin - das politische Debakel ebenso wie die kulturelle Innovation, das Kriegsdesaster ebenso wie den sozialen Output ins Wohnzimmer holen kann und insofern ein unerläßliches Informationsgesamtbild über die Welt, das Leben ALS Nachricht bekomme.





skolast: Spielt nicht gerade darauf der bekannte Einwand an, daß sich unser Realitätsbild verändert, die Grenzen zwischen Realität und Fiktion verschwimmen?

Ries: Diese Kritik, die so oft bei mir die Wirkungsforschung, bzw. wie jeder ideologiekritische Ansatz zum Fernsehen, geht ja von einer relativ naiven Voraussetzung aus, nämlich der, daß es vor dem Fernsehen scheinbar einen reinen, ungeschädigten Wirklichkeitszustand gegeben hat. Und plötzlich springt da das Fernsehen hinein und versetzt die ganze schöne Wahrnehmungsbühne. Das ignoriert ganz faustweislich, daß es, seit es Menschen gibt, es Medien gibt, verschiedenster Ausprägung, verschiedenste Zusatzorgane zur menschlichen Gesamt- und Grundausstattung, technische Prothesen sozusagen. Und seit es Kultur in unserem humanen Verständnis gibt, Kultur im Sinne von verbaler Verbänden, gibt es mediale Schnittstellen und gibt es auch immer schon zwei Wirklichkeiten. Das ist ja in dem Sinne überhaupt nichts Fernsehenspezifisches.

skolast: Sie haben auch gesagt: "Fernsehen beginnt schon bei Platon."

Ries: Ja, das ist aber eher theoretischer zu verstehen. Was ich da über Platon gesagt habe, war eher im Sinne einer theoretischen Genealogie. Genealogisch gesehen ist es so, daß das theoretische Modell Fernsehen, das, was jetzt *Maschine* Fernsehen heißt, in seiner Grundvoraussetzung schon mit dem antiken Denken anfängt, mit einem bestimmten ausgeprägten logozentrischen Denken.

skolast: Können Sie das kurz erklären?

Ries: Platon führt einen zentralen Begriff ein - den Begriff des Logos und dessen Gegenbegriff. Logos steht im hierarchischen Denken ganz oben. Ganz unten steht die "doxa",

genau das Gegenteil dessen, was der Logos imstande ist zu erkennen, nämlich die Höhle der Schein, dieser unklare Dunst an Erscheinungen. Diese Zweiteilung des Denkens innerhalb der antiken Diskurstopologie führt mich dann dann zu sagen, dort ist das Fernsehen vorausgedacht, als Medium, das eben die Welt nicht als Seinerfahrung im Logos herzustellen vermag, sondern immer schon vermittelt über eine andere Instanz, im platonischen Sinn über diese Höhle, was dann die Bilder von draußen nur als Schatten an die Wand fallen, und man über die Bilder dann ein Weltverständnis bekommt, und nur ganz wenige aus dieser Höhle herausströmen um die sogenannte WAHRHEIT zu erblicken. Das setzt natürlich immer voraus, daß es die Schatten auch gibt. Darüber kann man streiten. Aber dieses Denken eines medialen Zwischenphänomens, diesen medialen Aspekt, kann man im Fernsehen wiederfinden. Fernsehen destabilisiert das Vermögen der Doxa, d.h. das Vermögen, Bilder intensiv wahrzunehmen, sie zu verstehen und sie zu interpretieren. Da wird es dann tendenziell uninteressant, ob sich hinter den Bildern möglicherweise eine wahre Welt verbirgt.

skolast: Wenn kommt die mögliche Angst vor dem Medium Fernsehen als "realitätsverzerrend" ganz einfach daher, daß es ein neues noch unbekanntes solches Medium ist oder war?

Ries: Ja, ich glaube auch, daß diese Angst vor allem auch eine Angst ist vor der gesamten Entwicklung, der Situation der gesamten technischen und industriellen Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts, die eine soartige Innovation darstellt, daß die Anpassung oder die globale Übergangswelt mit dem Medium TV sich erst recht langsam einstellt. Ich glaube, das ist ein Angstphänomen, das sicher auch geschürt wird von den anderen Medien, von allem natürlich über die Schrift, als das große Konkurrenzmedium zum Fernsehen, wo ja alle Kritiken immer wieder auf das alphabetische Geometriezentrum zurückgreifen und eben behaupten, Texte, Schrift, Literatur würden wesentlich mehr zur Selbstbewußtseinsfindung des Menschen beitragen als diese komischen ephemeren Bilder. Da bin ich eben anderer Auffassung. Für mich ist das Fernsehen das allerwichtigste Ausdrucksmedium medialer Art, das wir in der Gegenwart haben.

skolast: Viel diskutiert wird zur Zeit das Thema Fernsehen und Gewalt - wie stehen Sie dazu?

Ries: Das Problem ist sicher sehr wichtig. Meine erste Antwort dazu wäre, was sicher nicht nur von mir so gesehen wird, was ich vorher als Übersetzungsfunktion des Fernsehens angesprochen habe, Fernsehen übersetzt eine Wirklichkeit, in der die Gewalt derart vorherrscht, um mir als Fernsehbeobachter zu sagen, daß ich nicht wegschauen kann. Natürlich sind die Berichte auf eine bestimmte Weise hergestellt, geht es um manipulative Gestaltungstendenzen auch,

eben das ändert ja nichts daran, daß die Gewalt außerhalb des Fernsehens omnipräsent ist.

skolast: **Kann das nicht dazu führen, diese Gewalt in der Realität weiter zu fördern?**

Ries: Das ist die traditionelle Frage danach, ob Fernsehen jetzt entweder eher entlastet, Gewaltkompensiert, oder aber ob das Fernsehen stimuliert. Mir sind beide Aspekte, ja sagen wir mal, sie sind schlüssig, aber ich würde sagen, bevor das Fernsehen entlastet und bevor es stimuliert, informiert es. Das ist nur das Wichtigste daran. Ob diese Information dann stimuliert oder entlastet, hat immer mit der Psychohygiene des Betrachters zu tun. Insofern ist es schon auch eine Frage, die man an den Betrachter stellen muß und weniger an das Fernsehen.

skolast: **Ebenso viel diskutiert ist das Thema Kinder und Fernsehen.**

Ries: Für Kinder scheint mir das Fernsehen eine Wahrnehmungs- und Denkübung vorauszusetzen oder zu initiieren, die die Kinder an keiner anderen Stelle angeboten bekommen, schon gar nicht in der Schule, die sicherlich in dieser ganzen Technikentwicklung radikal nachhinkt. Es geht da um einen Kontakt den das Fernsehen den Kindern anbietet.

skolast: **Werden Kinder durch die Überinformation nicht zu kleinen Erwachsenen? Neil Postman spricht von Fernsehen, das die "Kindheit verschwinden läßt".**

Ries: Das sind halt so plakative Versatzstücke, die man auf vielfältige Weise zurückbeantworten müßte. Das eine ist

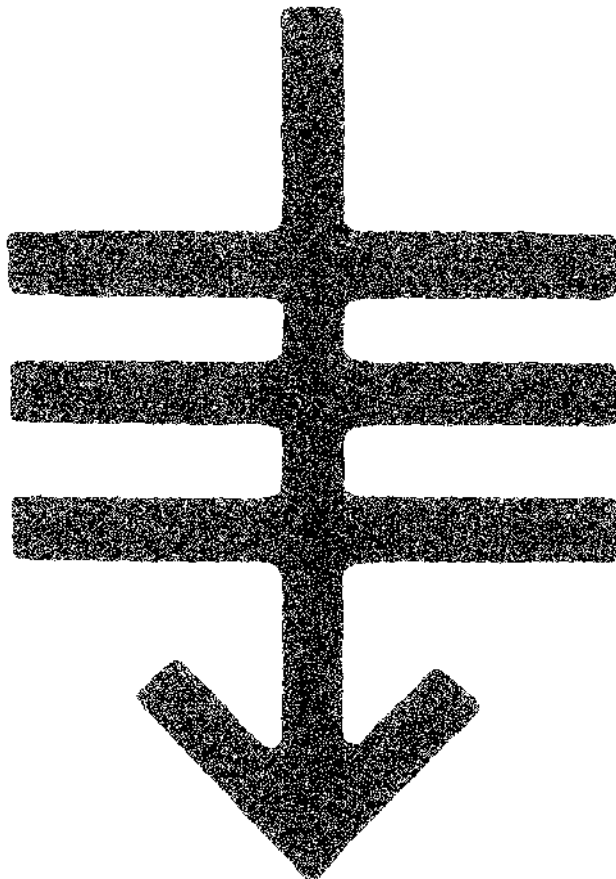
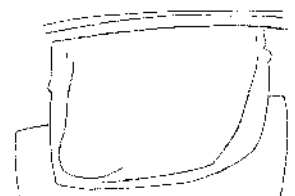
eben das Verständnis von Kindheit schlechthin. Seit wann gibt es Kindheit? Kindheit ist ein gemachtes soziales Produkt seit dem 18. Jahrhundert, und das was der Postman darunter versteht, ist eben auch ein antiquiertes, bürgerliches Verständnis von Kindheit, von Unschuld vor allem. Ich würde mir von meinen Kindern keine Unschuld wünschen, sondern mir sehr wohl, nicht eine Art von Schuld, aber eine Mitnahme, eine Teilnahme am gesellschaftlichen Prozeß wünschen und das ab den frühesten Entwicklungsphasen. Insofern denke ich mir, sollte man nicht von einem falschen Harmonieverständnis von Kindheit ausgehen, sondern einfach bedenken, was die Kinder heute auch leisten müssen an Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Status quo. Daß es natürlich sehr wohl so sein kann, daß das Verstärken, Irritationen seitens bestimmter Gewalt oder aggressiver Bildmuster für Kinder gibt, das ist zweifellos so. Nur auch da eben wieder die Frage an die unmittelbaren Rezeptionsbedingungen des Kindes, wo ich eben ganz klassisch auch sagen würde, daß ein "setting" dazugehört, das die Eltern auch mitgestalten müssen, wo die Eltern sehr wohl auch darauf reagieren, was die Kinder sehen und dann versuchen, das in einer anderen medialen Form mit ihnen zu bewältigen. Deswegen auch mein Vorschlag, daß das Fernsehen als zu erlernender Gegenstand auch in die Vorschule, auf jeden Fall aber in die Volksschule und dann in alle anderen schulischen Interaktionsphasen hineingehört.

skolast: **Und wie wirken sich diese Theorien nun auf Ihr persönliches Fernsehverhalten aus?**

Ries: Ja, das ist eine sehr schwere Frage... Nun, seit nicht allzulanger Zeit bin ich auch "Großangeschlossener", seit ich eben dieses Kabelfernsehen habe. Ich mache mir oft eine große Freude daraus, zwischen den Kanälen hin- und herzuspringen und nach ein oder zwei Stunden einfach das Gefühl zu haben, dabeizusein. Ein sehr vielfältiges Dabeisein, ein mit-der-sozialen-und-kulturellen-Weit-sein. Mein Fernsehverhalten ist sicher ebenso ein degeneriertes oder dekadentes und dazu stehe ich auch. Auch das ist eine zentrale, fast institutionelle Aufgabe des Fernsehens, vor diesen allzugroßen Anforderungen moderner Zeiten auch einen Ort zu haben, an dem man sich einfach gewissenlos gehen lassen kann, sich entspannen, heraus aus dem ganzen Anspruch von Betroffenheit. Fernsehen ist auch da vielfältig, einerseits die gewaltige Aufforderung teilzunehmen, andererseits die sehr wichtige regenerative Funktion. Insofern muß man auch da springen, nicht nur zwischen den Kanälen, sondern auch zwischen den Bedürfnissen. Es bedarf allerdings einer gewissen Offenheit des Geistes und autopädagogischer Arbeit.

skolast: **Wir danken für das Gespräch**

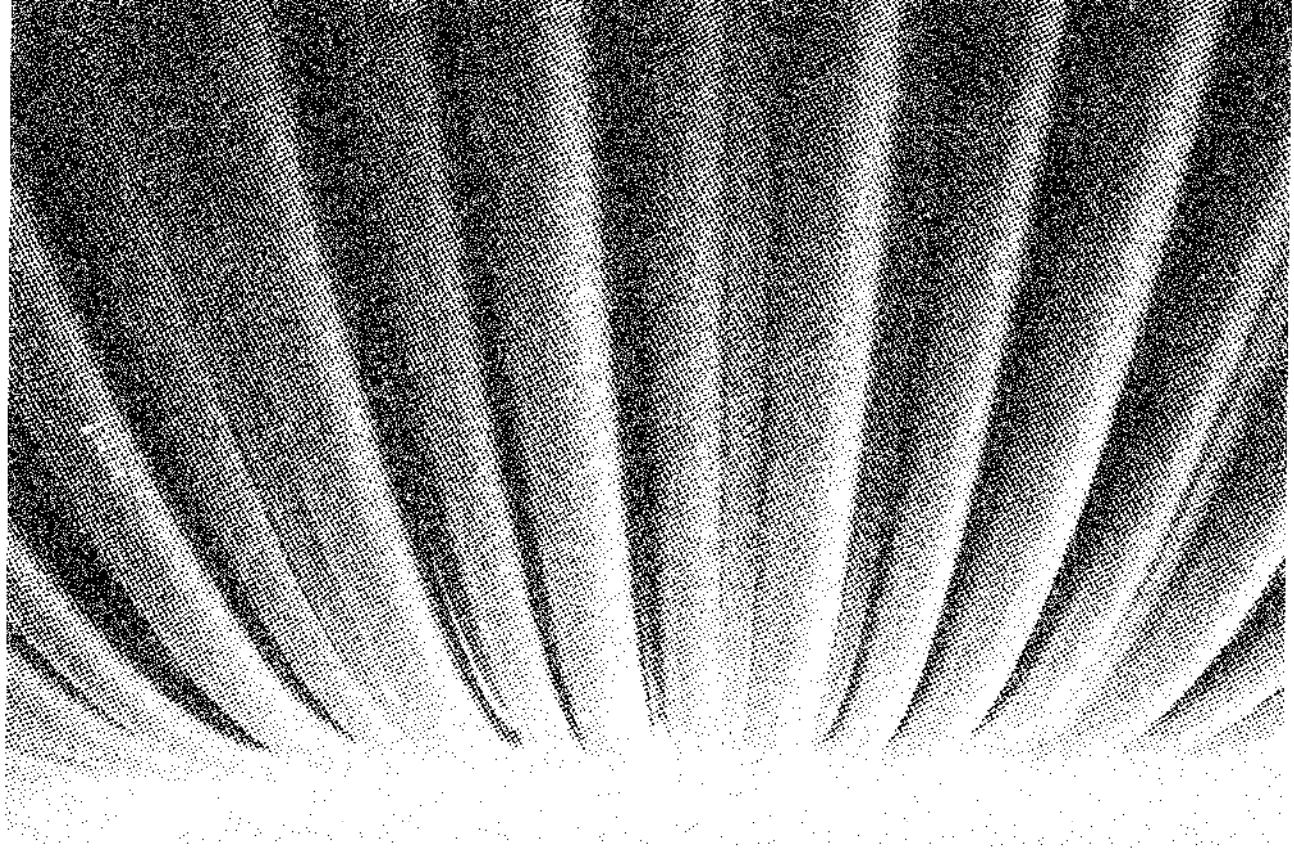
(Das Gespräch führten Ute Hölzl und Evi Sottriffer.)



Die Geschichte von der Raupe Nimmersatt

mitten unter uns lebt eine Raupe, die immerzu frisst, aber niemals satt wird, die Raupe Nimmersatt. Sie frisst und frisst und frisst alles in sich hinein und kriegt einfach nicht genug. Am Anfang, da war die Raupe noch klein, und alles war sehr einfach. Es gab riesige Mengen an Futter und es schien ihr, als ob sie es gar nicht schaffen könnte, jemals von allem zu probieren. Sie war wählerisch und suchte sich nur die Leckerbissen heraus. Einmal war es ein reifer Apfel, ein andermal eine Sonnenblume. Doch die Raupe wuchs rasch und brauchte immer mehr. Ein Rosenstrauch und ein Kürbis genühten nur mehr für kurze Zeit. Ihre Gier war unersättlich, sie war immerzu auf Futtersuche und die anderen Tiere nannten sie lachend die 'Raupe Nimmersatt'. Das gefiel ihr und sie fühlte sich stark, weil sie so viel essen konnte und dabei immer noch hungrig war. Nichts war unbekömmlich und alles schmeckte ihr. So verging die Zeit. Heute fällt der Raupe zum Opfer, was ihr in den Weg kommt: Baumstämme, Salatbeete, Vogelscheuchen und ganze Scheunen verspeist sie. Die Welt erscheint ihr ganz klein und verlockend und es gibt nichts, das nicht in ihrem riesigen Maul Platz hätte. Keines der Tiere traut sich mehr, in ihrer Nähe zu fressen, denn die Raupe Nimmersatt will die ganze Welt für sich. Sie wohnt in jedem Haus, in jedem Wohnzimmer und auf Knopfdruck sieht jeder ihr fägliches Menü.





Willi Stricker

Über das Fernsehen

11

Marianne bügelt. Seit dem Mittagessen steht sie nun da und arbeitet. Der Fernsehapparat in der Ecke hat sie zu Beginn der Arbeit angeschaltet, damit sie ihr leichter fällt. Durch die Bilder und den Ton fühlt sie sich nicht so alleine in der Wohnung.

Damit ihr die Arbeit leichter von der Hand geht und es nicht so erdrückend still um sie ist, hat sie den Fernsehapparat eingeschaltet: sanft wird sie nun von Bildern und Geräuschen berieselt.

Die Situation ist für Südtirol typisch und - leider auch traurig: der Fernseher ist in vielen Haushalten beinahe andauern eingeschaltet. Eine Auseinandersetzung der Gewohnheitskonsumenten über Sinn und Unsinn dieser Unsitte kommt gar nicht auf, der Fernseher ist fast schon allgegenwärtig und wird auch ohne weiteres akzeptiert.

So ist der Fernseher in vielen Haushalten von einem Mittel zur Information und Weiterbildung zu einem Instrument verkommen, das nur mehr eine Geräuschkulisse darstellt und vielen als Flucht vor der Einsamkeit und Langeweile dient.

Man sitzt abends zur Entspannung vor dem Fernseher. Anstatt sich vom normalen Tagesablauf mit "sinnvoller" Tätigkeit bzw. auf aktive Weise zu erholen und Ausgleich

zu finden, findet dieses Ausschalten auf passive Weise statt. Gerade bei diesen "Gewohnheitszuschauern" erfolgt kaum ein Auseinandersetzen mit dem Gesehenen, man wird nur abgelenkt und hat keinen Denk- und Verarbeitungsprozeß durchzumachen. Verdeutlicht wird dies, wenn man auf die Frage, was sich jemand am vorigen Abend angesehen habe, die Antwort erhält, daß er es nicht mehr wisse.

So wird auch aus dem angebotenen Programm nicht das herausgesucht, was man sehen möchte, sondern das, was gerade läuft. "Man wird immer passiver".

Und angeboten werden - vor allem in den Privatsendern - billige, leichte und anspruchslose Unterhaltungssendungen und Kitschfilme, die, so bestätigen die Einschaltquoten, ein breites Publikum finden (man muß ja nicht denken).

Durch das Gesehene wird man - unbewußt - immer mehr in ein Verhaltensmuster hineingezwängt, das die Helden der Spiel-, Werbe- und Unterhaltungs-Filme vorleben. Dies kann man am besten bei Kindern feststellen, die bekanntlicherweise in ihren Spielen die Erwachsenenwelt nachstellen. Diese Erwachsenenwelt erfahren sie nur allzuoft aus Filmen - sie stellen deren Szenen nach.

Erschrocken reagiert die Öffentlichkeit erst, wenn Gewaltszenen nachgestellt werden und es zu "Unfällen" kommt.





Man muß sich aber bewußt werden, daß jeder Zuseher, sei es Kind, Jugendlicher oder Erwachsener, durch das Fernsehen beeinflußt wird. Es entstehen Klischees, mit denen sich der Zuschauer zunehmend identifiziert (Mystifizierung und Verharmlosung der Gewalt, "Schönheitsideale", kategorische Darstellung und Sichtweisen).

Das Medium Fernsehen ist eine Einbahninformationsquelle. Dies hat zur Folge, daß außer dem gemeinsamen "glotzen in die Flimmerkiste" in den Familien fast nichts mehr miteinander unternommen wird. Es gibt selten jene Gespräche, die so wichtig für ein Zusammenleben sind. Auf die Dauer wird der Fernseher zum einzigen Ansprechpartner. Anstelle einer Kommunikation zwischen den Leuten findet nur mehr eine gemeinsame Glotzorgie statt.

Zur Zeit senden in Südtirol ca. 15 verschiedene Anstalten (Programme aus Satelliteneingang nicht hinzugerechnet) und die meisten tun dies rund um die Uhr. So werden tagtäglich hunderte von Sendestunden angeboten, aus denen jeder das herauspicken kann, was ihm gefällt. Die Folge ist vielfach jedoch nicht eine "bewußte Gestaltung des Fernsehens", sondern die Möglichkeit, einfach einzuschalten, um nachzuschauen, was läuft. Das Angebot ist nahezu unüberschaubar geworden. Diese Masse an Informationen hat zur Folge, daß der Überblick verloren geht und nicht mehr

klar geurteilt werden kann. Ereignisse werden nicht mehr nach ihrer Wichtigkeit beurteilt, sondern nach der Präsentation derselben.

Man muß sich klar werden, wie stark man durch das Fernsehen manipuliert werden kann! In jeder Sendung, egal ob Unterhaltungs-Show oder Spielfilm, können Nachrichten eingebaut werden, die vom "Konsumenten" nicht wahr, aber aufgenommen werden. Diese Art von "unterschwelligem Werbe-messages" ist zwar gesetzlich verboten, inwieweit die Einhaltung dieser Gesetze kontrolliert werden, bzw. eine Kontrolle überhaupt möglich ist, ist nicht klar.

Die Wirkung "kontrollierter Sendungen" ist ungeheuerlich und die Einsetzung dieser Mittel erschreckend. Inwiefern wieder wird die Meinung der Öffentlichkeit zu bestimmten Themen durch das Fernsehen gesteuert. Erinnern wir uns z.B. an den Golfkrieg: während der kritischen Zeit im Jahre 1991 wurden kaum Antikriegsfilme gezeigt. Da vielerorts der Widerstand gegen einen militärischen Einsatz sehr groß war, konnte nicht riskiert werden durch kritische Filme auf die Sinnlosigkeit gewalttätiger Auseinandersetzungen und die menschlichen Tragödien hinzuweisen.

Anßerdem wurden alle Meldungen aus dem Krisengebiet von Experten zensuriert, und zwar auf solche Art und Weise, daß die Berichterstattung "sauber" war. Man sah kaum Blut, keine Tragödien, selten Emotionen auf dem Bildschirm. Vergleichen wir doch nur die Berichterstattung aus dem Golfkrieg mit den Bildern aus Jugoslawien. War der Golfkrieg nicht besser organisiert, sauber, ja sogar klimisch rein, während in Jugoslawien immer wieder menschliches Leid, Schicksale und Tragödien gezeigt wurden! Ist der Krisenherd "Jugoslawien" wirklich viel blutiger, als es vor zwei Jahren der Golfkrieg war? Es hat auch im Irak mehrere Tausende von Toten gegeben!

Das Beispiel dieser beiden Kriege ist nur eines von vielen, in denen durch gezielten Einsatz von Meldungen bzw. Nachrichten der Mensch emotional angesprochen wird, und er dadurch in seiner Meinungsbildung stark beeinflußt wird. Vor allem bei Privatsendern kann man beobachten, wie stark sie in ihren Nachrichten die Emotionen der Menschen ansprechen, und daß das Programm praktisch nur auf Unterhaltungssendungen und spektakulär-kommerziellen Filmen fußt. Diese Sender arbeiten unter ökonomischem Gesichtspunkt, sie müssen hohe Einschaltquoten realisieren, die sie brauchen, um für Werbepartner attraktiv zu werden, und somit möglichst hohe Gewinne zu erzielen. Der kulturelle Aspekt kommt hierbei sicherlich zu kurz.

Vor einiger Zeit trat mit dem neuen Rundfunkgesetz für alle Sender die Pflicht zur Nachrichtensendung in Kraft. Inwieweit die von den Finanzbossen der Wirtschaft geleiteten Sender aber objektiv berichten, bleibt dahingestellt.

Fernsehen ist da, wo der Kaffee nach Frühstücksei schmeckt.

Fernsehen ist anwesend in uns, um uns und über uns. Fernsehen fließt in Wohnzimmer & bringt die Realität näher. Es wird und ist immer mehr der einzige Anschluß an die immer kleiner werdende Welt. Das Informationsgesamtbild der Welt ist Fernsehen, nichts anderes. Fernsehen ist der Standpunkt der Welt. Andauernd oder in Pillenform genossen: Fernsehen ist die technische Prothese der Wahrnehmung. Serien, amerikanische & europäische Fabrikssoftware für ein Massenpublikum. Immer ist der kleinste gemeinsame Verkaufswert der absolute Richtwert und somit auch Realität. Im Fernsehen sind die Serien wahr, also sind sie wahr. Und dann weiter, weiter durchschalten & absaugen der interessantesten Bilder. Channel-Jumping von Höhepunkt zu Höhepunkt.

Das gilt nicht nur für den Reality-TV-Bereich, wo es von der Frau im Negligé, über des Nachbarn Zeitungsdiebstahl bis hin zum Selbstmord des Onkels alles Wahre dieser Welt zu sehen gibt, und für den Unterhaltungsbereich, sondern endlich auch für den bis dato so langweilig-seriösen Informationsbereich. Nachrichten werden endlich gleichbehandelt: schöne AnsagerInnen, und die zentrale Frage lautet nicht mehr endlos öde: Was ist wichtig?, sondern: Was kommt an? Nachrichten werden auf der Gefühlsebene abgetastet & nicht auf den Informationswert hin ausgewählt, denn die Information ist Emotion. Worauf es den Machern schließlich ankommt, das sind die Einschaltquoten. Und eine Vereinfachung der Welt: Gute gegen Böse, Schwarz gegen Weiß, ist beim Publikum immer schon gut angekommen. Je dumpfer desto besser: Höhepunktorientiertes Fernsehen ohne Geschichten. No story, only Blood & Sex. Norvenkitzel verbindet Realität und Fiktion. Abzapfen der heißen Höhepunkte: Selbstmord & Wohnungsbrand.

Schließlich aber ist das Produkt eines Mediums aber nicht die Information oder der Inhalt, sondern die Werbung für andere Produkte. Nur ganz nebebei wird noch ein Weltbild beim Konsumenten abgeliefert. Und was für eines? Ein Weltbild für den Konsumenten natürlich. Denn wenn gehören die Medien? Und wer vergibt die Werbeaufträge? Natürlich!

Übergroße Konzentration ist zwar im eigentlichen, d.h. klassisch kapitalistischen System nicht vorgesehen. Denn Markt ist Konkurrenz, Konkurrenz unter vielen, seien es Anbieter wie Nachfrager. Das ist heute in der Welt, also auch im Medienbereich nicht gegeben. - Konzentrierte Kon-

zentration ist die Regel. Wohin das führt, ist einleuchtend und klar. Die Konzentration ökonomischer Macht bildet ein eigenständiges ideologisches System. Und die Gleichung "Kapital := Geld := Macht := Medien" führt zu einer Nivellierung der öffentlichen Meinung. Die Medien bilden also die sogenannte kritische Öffentlichkeit und haben somit einen guten Anteil an der öffentlichen Kontrolle der politischen Vorgänge. Wozu man aber andeuten muß - sagen darf man es ja nicht - daß die

vielgepriesene Freiheit der Presse nichts anderes als eine Farce ist, hinter der sich in Wirklichkeit eine zivile Repressionsmaschinerie versteckt, um die ignorante Masse niederzuhalten. Statt geknuppelt wird gelogen. Viel besser als in schnöden Diktaturen, aber wir dürfen ja auch wählen. Gelogen in der Form, daß aus bestimmten Gründen über bestimmte Dinge einfach nichts zu erfahren ist. Über die "tangenti" wußte man schon Jahre zuvor Bescheid, doch was war zu hören aus dem Blätterwald und Röhrenboden? But don't forget, TV oder nicht TV, die Wirklichkeit findet

"Und falls ihr zufällig nicht die Mittel habt, LSD zu kaufen, kauft Farbfernseher."

Jean-Luc Godard

(2 ou 3 choses que je sais d'elle)



Hannes Waltsäfer

"My Car Is Fast, My Teeth Are Shiny ..."

Schweigen, Stammaeln, Stottern, Festsetzungslosigkeit: So reagierte ein Bekannter, als ich ihm dümmerweise vom Tod Frank Zappas erzählte (und dabei peinlicherweise noch grünte). Als ich ihn später fragte, welche von Zappas Platten ihm die wichtigste sei, sagte er, er kenne nur eine Zappa-Platte und auch die erst seit einundhalb Jahren. Unter normalen Umständen hätte ich ihn für verrückt gehalten, aber:

Mit Frank Zappa ist eben nicht nur ein genialer Musiker (und Humorist) gestorben, sondern vor allem eine der ganz großen Persönlichkeiten der Popgeschichte.

Tatsache ist aber auch, daß Zappas musikalisches Werk mit der Ausnahme der Hitsingle "Bobby Brown" von geradezu schreiender Unpopularität ist. Dem Zappa-Gewöhnhörer gibt es meines Wissens nicht, und möglicherweise ist diese Musik auch gar nicht dazu geschaffen, regelmäßig gehört zu werden. Bereits in seiner Früh- und Mittelphase scheute sich Zappa nicht, sein Publikum mit schilligen Frequenzen, sägenden Melodien oder einfach nur ungläublichem Krach zu nerven. (Sein Publikum lebte ihn dafür.) Unausstehlich wurde das Ganze jedoch durch den ungläublichen Perfektionismus, der die letzten 15 Jahre seines Schaffens prägte.

Das frag damit an, daß Zappa gegen

Ende der Sechziger denartig, technisch perfekte Mitmusiker um sich zu scharen, die dann unter den genauen Anweisungen des Meisters seine fast unmöglichen Kompositionen nachvollziehen mußten. (Auf einer Zappa-Aufnahme aus jener Zeit sieht bei den Credits zu lesen: "Steve Vai: Stand Guitar".) Es endete damit, daß Zappa zuletzt nur mehr an seinem vollausgebauten Synclavier saß, weil wirkliche Musiker ihm technisch tatsächlich nicht mehr folgen konnten.

Gäbe es nicht das Ensemble Modern, das erst im Vorjahr nur vier eigener Initiative unter dem Titel "The Yellow Shark" einige von Zappas Kompositionen für Orchester aufführte, so hätte man wohl schon seit längerer Zeit keine neue Musik von ihm gehört.

Warum also ist Frank Zappa nicht in allgemeiner Vergessenheit geraten wie etwa sein Jugendfreund und Weggefährte Captain Beefheart, dessen " Trout Mask Replica" ohne Zweifel eine der wichtigsten und einflußreichsten (und besten) Platten der Popgeschichte ist? Warum ist die "Person" Frank Zappa in allen Köpfen präsent, wenn es seine Musik nicht ist?

Eine von Zappas großartigsten Eigenschaften war sicher die Konsequenz, mit der er über Jahrzehnte hinweg auf seinen nichtheillich extremen Standpunkten verharrte. Und dabei seine

Überzeugungen mit solcher Kompromißlosigkeit auslebte, daß er sich fast zwangsläufig von allem isolierte, was um ihn herum vorging: Er verschreckte die Hippies mit Dissonanz, die Free Jazzer mit undefinierbarem Lärm, die Punks mit Heavy-Metal-Orgien und die Metaller einfach mit seiner Intelligenz. Zappa war sein eigener Stil, Zappa war eine Institution.

Dabei stand jedoch eben nicht so sehr der musikalische Schrecken als Selbstzweck im Vordergrund. Was Zappa wirklich wichtig war, das waren seine politischen und gesellschaftlichen Grundsätze, seine Überzeugung von der Verachtenswürdigkeit des amerikanischen Politik- und Wirtschaftstreibens, von der Lächerlichkeit des American Way of Life.

Egal in welche Rolle Zappa über die Jahrzehnte hinweg schlüpfte, jede spiegelte irgendwie seine politische Haltung wider: Ob als Postermotiv für Siebzigerjahre-WGs oder als Beinahe-US-Präsidentenskandidat, ob als ewige Quelle spitzer Bemerkungen oder eben als Schöpfer politischer oder sonstwie obszöner Popsongs. Popmusik sei die direkteste Demokratie der Welt, hat Zappa einmal gesagt; vielleicht verstand er seine eigene Musik als Demokratie des Schreckens.

Pamphlet*

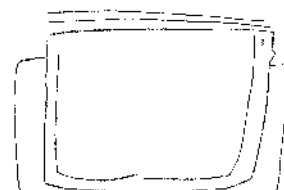
* (engl.-fr.) das; -(e)s, -e:
(politische) Streit- und Schmähchrift,
verunglimpfende Flugschrift

Liest Du gerade Schmäh?

45

*SKOLAS7 Redaktion
Schlernstraße 1
39100 Bozen*

Schreibe uns!



An den skolast

An die SKOLAST-Redaktion,

"Packen wir's an, es gibt nicht mehr viel zu tun", o.k., Blümchenwiese. Da sieht einer einiges zu rosig. Obwohl ich weder Schüler noch Student bin, lese ich Skolast, erstens, weil sie informativ ist & zweitens der Thematiken wegen, die bes. in Südtirol, wie ihr wißt, nicht im üblichen Medienzirkus vertreten sind. Ich beziehe mich hier auch auf eure Quellenangaben & schließe darauf auf eure Methoden der Recherche, die besser zu sein scheinen als gewohnt. Der Artikel von A. Larch "Der grüne Adolph" ist in meinen Augen leider sehr wahr, & ich wollte dem hinzufügen, daß die Normalisierung faschistischen Gedankenguts schon weiter vorgegrungen ist, als vermutet wird. Sei es der Carabinieri, der vor meinen Augen einem Nordafrikaner dazu rät, "wieder nach Abessinien zurückzugehen", weil das sein "Recht ist", oder Mensch Meier, der im Alto Adige liest, daß die Kriminalität steigt, und dies nur einen Schluß zuläßt, sagt auch Herr Otto Normalverbraucher. Darüber gäbe es genug zu schreiben. A propos, kann SKOLAST auch von Nicht-Studenten bezogen werden? Z.B. von einem Verein?

Bei der Gelegenheit wollte ich euch ein Exemplar unserer Zeitschrift oder unseres Periodikums zukommen lassen, die nun ins dritte Jahr geht und endlich den Weg zum Druck geegnet sieht. Bisher haben wir die Art.53 C.P. höchstens alle 3 Monate herausgegeben, da wir sie selbst finanzieren & und bisher ko-

pieren mußten. Die Art.53 C.P. versteht sich nicht ausschließlich als Underground-Magazin, sondern vielmehr als informatives Blatt zum Thema "Allgemeinheit & normaler Zwischenfall", wobei auch andere Zeitschriften zitiert & somit deren Artikel weitergeleitet werden.

Es würde mich freuen, Antwort zu erhalten und eine Stellungnahme oder REZENSION zur letzten Ausgabe der Art.53 C.P., wenn möglich.

Haimo Perkmann, Lana

PS: Die REZENSIONEN sind ausschlaggebend, = gefallen mit sehr gut.

ANMERKUNG DER REDAKTION: Natürlich ist der skolast auch für "Nicht-Studenten" (oder Vereine) erhältlich. Für sh-Mitglieder beträgt der Preis des Jahresabos Lit. 10.000.- (auch Vereine oder "Nicht-Studenten" können Mitglieder werden), für Nicht-Mitglieder Lit. 15.000.-; der Preis der Einzelnummer beträgt Lit. 8.000.-. Näheres über die Abo-Modalitäten im Impressum.

Eine Rezension eurer Zeitschrift eventuell in der nächsten Ausgabe des skolast.



Hallo, "Redaktionskollektiv"!

Lieber Kollege Walther Filz: Soeben habe ich die Lektüre der ersten Hälfte des Skolast 1993, Nr.3, mit Befriedigung über die relativ ausgewogenen und recht interessanten Beiträge zum Thema EG-EU abgeschlossen.

Soweit, so gut - wenn man von einigen orthographischen bzw. grammatikalischen Fehlern (z.B. wird "irgendeine" in diesem Heft durchgehend getrennt geschrieben; im Langer-Interview wird die Anrede "Sie" klein geschrieben) absieht. Was mir aber - dies ist erst das zweite SKOLAST-Heft, das ich lese - bereits mehr als nur auf den Wecker geht, ist der penetrante Gebrauch der pseudoemanzipatorischen "In"-Endungen bzw. das völlig falsche man/frau und gar "mensch" (als unbestimmtes Pronomen). Da in Südtirol leider alles immer nachhinkt, hat "man" vielleicht nicht mitgekriegt, daß diese Art der LeserInnen-Quäl wieder aus der Mode ist. Vielleicht sollten die "im Sinne des Pressegesetzes" und für den der deutschen Sprache würdigen Gebrauch der journalistischen Mittel Verantwortlichen einmal den DUDEN oder ein gleichwertiges Wörterbuch zu Rate ziehen. Da liest man unter "man" nämlich folgendes: "man <indefinites Pron.> jedermann, jeder; die Leute, die Menschen. [...], (irgend)jemand [...]". (Wahrig. Deutsches Wörterbuch. Bertelsmann Verlag, München 1991).

Also: Unterläßt diesen Schwachsinn bitte in Hinkunft oder seid

konsequent! Schreibt in Zukunft also auch manch/frauch einer, jemand/jeFraud, jederfrau/jedermann, frauchmal/manchmal, Mandarine/Fraumarine...

Ihr seht, wie weit man/frau den Schwachsinn treiben könnte, wenn mensch nur wollte!

In diesem Sinne, managt/womanagt Euren Schmähh ordentlich weiter

P.S. "Der Rechtsweg ist wie immer ausgeschlossen." Allerdings wäre

ich nicht so sicher, ob Sprach-Terror nicht unter das allgemeine Folterverbot der Europäischen Menschenrechtskonvention fällt. Im übrigen: Ich bin der erste, der für die Frauenemanzipation (-efrauzipation?) ist!!! Aber bitte ein bißchen ziviler!

So, jetzt geht's mir besser...

(war doch konstruktiv gemeint!)

Matthias Fauner, Student in Wien

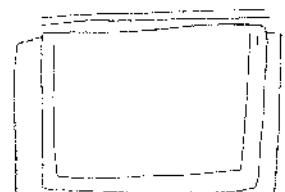
Stellungnahme zum Leserbrief von Matthias Fauner

Unsere Gesellschaft teilt die Menschen in zwei Geschlechter. Daß sich Frauen sprachlich in männlichen (oft als geschlechtsneutral hingestellten) Ausdrucksformen wiederfinden sollen, ist doch wohl kaum (oder nicht mehr) zu erwarten. Daß die Sprache unsere Wahrnehmung beeinflusst, wurde bereits von vielen Sprachwissenschaftlerinnen erforscht und theoretisch aufgearbeitet. Immer nur von Studenten, Arbeitern ... zu sprechen, verschweigt doch eine "Menge" Realität. Daß die Innen-Form die Geschlechterfrage nicht löst, jedoch Sprache als wichtigstes Kommunikationsmittel an der Geschlechterthematik beteiligt ist, legt doch den Schluß nahe, daß Veränderungen auch auf sprachlicher Ebene stattfinden müssen. Den Duden oder andere Wörterbücher als wichtige

"Beweisstücke" herzunehmen, um die In-Form als inexistent zu erklären, drängt mir die Frage auf, ob der Duden die "Bibel der Sprache" ist. Um keinen "Terror" auszuüben, könnten wir uns überlegen, nur mehr die weibliche Form zu verwenden, und die Männer auffordern, sich logischerweise darin einbegriffen zu fühlen (Studentin und nicht mehr Student und damit auch nicht StudentIn). Ich finde es spannend, darüber nachzudenken, welche Konsequenzen dies mit sich bringen würde.

Obige Erklärung wird nun auch ausreichen, die Intention der Schreibweise man/frau nachvollziehen zu können. Ansonsten tut's mir leid.

Astrid Schwarz
für das "Redaktionskollektiv"



KURT LANTHALER

Tschonnie Tschennett, "Grobes Foul", Haymon Verlag 1993,
190 S., 28500.- Lire

Ein Tschonnie kommt selten allein.
Johann, Tschonni Tschennett: Die Zweite

"Ciao. Salve. Tachjen." Es ist Nacht. Der verrückte, blondhaarige, braungebräunte Typ Mitte Zwanzig hat einen Riesenjoint in der Hand und gerade den Aushilfs-LKW'ier Tschonnie Tschennett samt Ladung gestoppt. Mitten auf der Autobahn! Auf dem Highway des rasenden Stillstands, zwischen Pannostreifen, Auftobahn und Zugmaschine, im Scheinwerferlicht der Franzensfeste, kurz, am Arsch der Welt beginnt eine Freundschaft.

Paolo, der Verrückte, so stellt sich alsbald heraus, ist Fußballer, ein berühmter, ein VIP noch dazu. Auch gut, denkt sich Tschonnie Tschennett, aber Paolo hat ein Problem, und Tschonnie somit seinen zweiten Fall: Paolo wird erpresst. Mit "eindeutigem" Fotomaterial könnte seiner Karriere - privat als auch sportlich - ein jähes Ende gesetzt werden.

Zeit für Volksheld Tschennett, dem Alkohol die Fahne auszutreiben, zu scharten, wo der Barti den Most herholt - oder so ähnlich.

Eine Milliarde sind schließlich kein Pappenstiel, auch nicht für einen Balltreter. Und die verlangten Aussagen zur Unrechtsgrenze am Brenner, 1400 Jahre deutsch und so, an überregionale italienische Zeitungen, sind dem interethnischen Tschennett auch ein Dorn im Auge. Ein Tirol. Goh mit uns. "Die spinnen ... Das auf jeden Fall. Und ordentlich auch noch."

Das dreckige Spiel kann beginnen. Tschonnie ist hart im Nehmen, aber es wird auch zurückgeschossen - mit Witz. Ironie, blöden Sprüchen - zu viele blöde Sprüche.

Rein vom chronologischen, von der

zeitlichen Reihenfolge her, müßte dieser Krimi eigentlich Lanthalers Ersterscheinung in Buchform sein. Oder zumindest seinem Erstling "Der Tote im Fels" vorausgegangen sein.

WARUM? Die Geschichte spielt zeitlich Jahre vor dem ersten "Fall". Und die LeserInnen erfahren ein paar Bruchstücke mehr über den zum Serienhelden erkorenen Johann, genannt "Tschonnie", Tschennett samt Komparaten.

Nach der ökonomischen Logik oder Taktik der Veröffentlichung, hat es mit "Grobes Foul" als zweitem Buch der Krimiserie schon seine (Folge)Richtigkeit. Erstens gibt der Erfolg von "Der Tote im Fels" der Veröffentlichung recht; zweitens darf man annehmen, daß es, wäre es zur umgekehrten, in der chronologisch aber richtigeren Reihenfolge der Veröffentlichungen gekommen, jetzt wohl gar kein "Grobes Foul" gäbe.

WARUM? Weil dieser Zweikrimi dem ersten schlichtweg nicht das Wasser reichen kann.

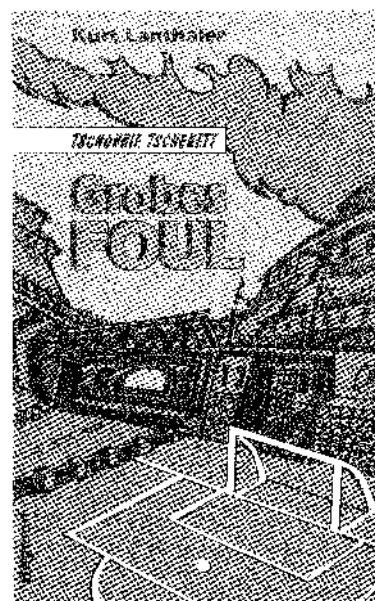
Von Hessemantin verschlungen

War es die zu große Erwartungshaltung? Ich gebe zu, nach "Der Tote im Fels" war ich neugierig auf das Folge-Epos. Neugierig und erfreut, das Zweitwerk kennenzulernen, denn es war wirklich eine Gaudi, "Der Tote im Fels" zu lesen. Und nun? Resumierend unter dem Strich eigentlich Enttäuschung.

WARUM? Das Gesamtkonzept könnte heißen: So "lanthalerisch" wie möglich. Und das geht ziemlich schief. Das Überraschungsmoment, das dem Erstling zu Gute kam, ist hier bereits nach

zehn Seiten passé, futsch... Das Menü schmeckt fad, und so ganz einfach schlucken - ohne verdaut zu haben - läßt sich das Angerichtete auch nicht. Johann "Tschonnie" Tschennett ist vom Leben gezeichnet. Erst dadurch ist er "gebildet". X-mal wird den LeserInnen eingebildet, was für ein prächtiger Kerl dieser Tschennett doch ist.

Der Sohn eines gescheiterten Carabinieri und einer Kesselflickerin, LKW-Fahrer und ehemalige Kranzschleifenbinder ist einfach ein ganz ein Schlaucher. Die schulische Laufbahn abgebro-



chen, weil es mit dem Studium der alten Sprachen nicht so recht klappen wollte, ein paar Jahre Nordseefischerrei ...

Südtirols "Last Action Hero"

Unheimlich, soviel Schläue, soviel coolness, soviel Schlagfertigkeit, soviel ZU viel. Immer einen ultrastarken Spruch auf der Lippe, immer im letzten Moment der rettende Einfall.

Warum so viel Ehrgeiz? - dieses andauernde Gespieler des wilden Burschen nagt an der Glaubwürdigkeit.

Lanthaler hin, Lanthaler her. So ein gestresster Mensch: landauf, landab Lesungen aus dem neuen Buch. Für seine

vom EXTRA zur Wochenpresse gewechselten Freunde spielt er den Gerichtsberichterstatler vom Bergamo-Prozeß. In der Bozner Filmschule ZELIG tritt er dann und wann als Referent in Erscheinung und kommt sogar hier und da auf ein paar Minuten ...

WARUM? (Schon wieder!) Das Vorlesen soll animieren zum Selberlesen. Die befreundete Wochenpresse dankt ihm seine Einsätze mit einer zweiseitigen "Rezension", mit dem schlaunen "Ergebnis: SIE lesen den neuen Roman von Kurt Lanthaler selbst." (Schon wieder diese Schläue).

Und im Abspann von einigen ZELIG-Filmen wird ihm fleißig gedankt.

Radiospots im Mike Hammer Stil werden gesendet, der Radiosprecher stellt eine Preisfrage und sagt: "Zu gewinnen gibt's "Der Tote im Fels" von Tschennie Tschonett". So weit sind wir schon.

Grün gepflasterte und dekorierte Aus-

lagen in Buchhandlungen mit netten grünen Holzlastern, blutbefleckten Messern ... Nichts, aber auch gar nichts bleibt einem erspart.

Im Anhang gibt es jedenfalls bereits eine Vorausschau auf 1995: "Tschonnie Tschonett - Befristeter Aufenthalt", vorher wird schätzungsweise wohl mindestens noch ein "Lusenberger" eingeschoben werden.

Trotz aller Negativa: Stilistisch ist dieses Buch wieder toll geschrieben. Weder dies, noch die gute Beobachtungsgabe des Autors für Alltägliches, Kurioses und Wissenswertes kann ihm abgesprochen werden. Lanthaler bietet wieder Zündstoff, jede Menge Zündstoff: Vom obersten Landeshäusl bis hin zum "Alpenländischen Tagblatt" alles dabei, immer streng nach der Devise: Nix ist erfunden.

Zufällig - ich saß im Zug von Innsbruck nach Bozen, als ich die letzten Zeilen

des Buches las - war ich direkt am Ort, richtiger, am Anfang des Geschehens: Ich fuhr durch die Talenge von Aicha. Neben und unter mir die Franzensfeste. Zugleich war ich also am Anfang und am Ende angelangt, obwohl das Ende niemals der Anfang war. Wann ist "Ende" Kurt? Schluß, aus, Amen? Heiliger Bonifazius bitt' für uns - hoffentlich bald.

Der erste Satz einer Geschichte ist immer der schwerste, der letzte der zweitschwerste. Dazwischen geht alles (meist) einfach. Lanthaler beginnt wieder hervorragend, flacht dann aber radikal ab und endet soooo gleich! (Der Schluß: tsstts...!)

Im Westen nichts Neues, in Südtirol schon gar nicht. Weniger Ähnlichkeit wäre sehr, sehr viel mehr gewesen.

Alexander Larch

CHRISTIANE SCHMERL (Hg.):

"In die Presse geraten: Darstellung von Frauen in der Presse und Frauenarbeit in den Medien"

Böhlau Verlag, Köln, 2. Aufl. 1989, 252 S., DM 38,-

"Medieninhalte bieten kein objektives Abbild der Realität", da ein Zusammenhang zwischen den Produzenten von Zeitungen und den Inhalten besteht. Dies ist wohl die Leitidee dieses Buches, welche implizit oder explizit bei den Beiträgen verschiedener Autorinnen durchschimmert. Wie werden nun Frauen in der Presse dargestellt, könnte die Frage zum ersten Teil diese Publikation lauten.

Zunächst versucht Ch. Schmerl darauf eine Antwort zu geben, indem sie die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung durch Abbildung von Frauen in der Presse darstellt und daraufhin kommentiert:

Zwei typische Strategien, welche für

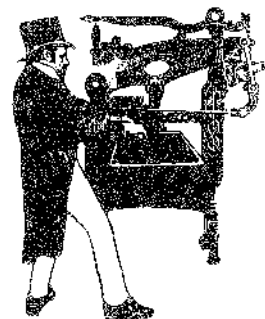
die Frauendarstellung in den Medien gültig sind, werden herausgearbeitet. Zum einen kommen Frauen grundsätzlich seltener in den gedruckten Medien vor als Männer (deren Beitrag ist "natürlich" offensichtlicher als jener der Frauen). Zum anderen wird über Frauen, wenn sie in der Presse Platz finden, anders berichtet als über Männer: Frauen werden trivialisiert, d.h. eher mit Sozialem, Banalem, Heiterem, Unterhaltbarem in Zusammenhang gebracht.

In "Männer-Köpfe, Frauen-Körper" wird auf geschlechtsspezifische Unterschiede bei visuellen Darstellungen hingewiesen. Während bei Männern überwiegend ihr Kopf abgebildet wird,

betont man bei Frauenkörpern eher den gesamten Körper. Es scheint weiters zu stimmen, daß Abbildungen nachhaltig auch die Vorstellung der Menschen beeinflussen: Eine der angeführten Untersuchungen läßt näm-

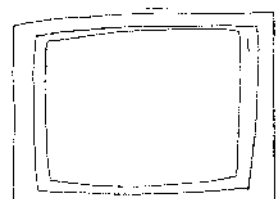
Christiane Schmerl (Hg.)

In die Presse geraten



Darstellung von Frauen in der Presse und Frauenarbeit in den Medien

Böhlau



lich folgenden Schluß zu: Männer haben eben Köpfchen, während es Frauen beispielsweise an Intelligenz fehlt.

Zeitungen schreiben an den Leserinnen vorbei; doch nicht ohne Kritik, die sich u.a. auch gegen die Art und Weise der Berichterstattung richtet, die versucht, vorgefertigte Rollenklischees zu verfestigen.

Wenn es wahr ist, daß Tageszeitungen und Nachrichtenmagazine es nicht schaffen, Frauen anzusprechen, liegt es nahe, einen Blick auf die Frauenzeitschriften zu werfen, die dies scheinbar können, da sie von Millionen Frauen wöchentlich konsumiert werden. Der Titel: "Und ewig lockt das Gleiche" deutet bereits einen jener Mythen oder eines jener Geheimnisse für den Erfolg dieser Blätter an, die D. Duske analysiert. Hauptsache sie unterhalten die Frauen; und auf die größeren Probleme des Frauenseins soll die Werbung Antwort geben. Wen wundert es schon, wenn den Frauen das Lesen von Tageszeitungen vergeht. Aber was tun, um es den Frauen schmackhafter zu machen? Frauenseiten einrichten oder nicht? Mehrere Male wird in diesem Buch das Thema Frauenseite in den Zeitungen: ja oder nein, Ghetto oder Chance, diskutiert. Dies geschieht im zweiten Teil des Buches besonders ausführlich, wenn ehemalige taz-Redakteurinnen von der jahrelangen Auseinandersetzung rund um die Einführung dieser, den internen Widersprüchen, den Erwartungshaltungen von Frauenvereinen usw. berichten. Außerdem berichten freiberuflich tätige und angestellte Journalistinnen von ihren beruflichen Erfahrungen und Arbeitsbedingungen. In den meisten Redaktionen sind Frauen eine Minderheit. Sie erhalten andere Ressorts (mit Vorliebe Soziales, Gesellschaftliches, Kultur) als Männer (z.B. eher Politik, Wirtschaft), innerhalb welcher sie sich zwar relativ frei bewegen können, aber Achtung: nur nicht zu progressiv, zu

aufmüpfig, zu feministisch, zu emanzipatorisch! Denn die Definitionsmacht, was denn dies sei, liegt allemal bei den männlichen Kollegen. Dieser zweite Teil dokumentiert, wie Frauen diesen Umstand in den Redaktionen auf inhaltlicher, arbeitstechnischer und auf persönlicher oder personeller Ebene erlebt haben und zeigt, was für Konsequenzen sie jeweils daraus gezogen haben bzw. wie sie damit umgegangen sind.

Um eine konstante Frauenberichterstattung zu gewährleisten, haben drei Frauen 1982 das erste deutsche Journalistinnenbüro gegründet: Wie entstand dieser Informationsdienst für "alle Frauen, die Zeitung lesen", der in wenigen Monaten zu einem großen Unternehmen wurde?

Das Buch ist zwar nicht mehr das neu-

este, was sicherlich in der einen oder anderen Argumentation oder Haltung zum Vorschein kommt: bereits der Titel: "In die Presse geraten" erinnert an eine inzwischen zum Großteil überwundene passive Opferhaltung von Frauen; *frau* nehme dies als Ausdruck einer Zeit, in welcher der Einsatz für eine frauengerechte Berichterstattung zwar unter anderen Vorzeichen erfolgte, aber grundsätzlich sicherlich bis heute nur wenig (oder auch nichts) an Aktualität verloren hat. Es bleibt nur zu hoffen, daß möglichst viele ZeitungsmacherInnen ihre eigenen Wahrnehmungsmuster einmal hinterfragen bzw. reflektieren, wie es einige der AutorInnen dieses Buches getan haben.

Rolanda Tschugguel

SEPP MALL Verwachsene Wege. Erzählung Haymon-Verlag

Sepp Mall, geboren 1955 in Graun/Vinschgau, legt mit "Verwachsene Wege" seine erste Erzählung vor. 1992 ist sein erstes Buch "Läufer im Park. Gedichte" erschienen, ebenfalls im Haymon Verlag.

Die Erzählung handelt von der beruflich motivierten Heimkehr eines Ingenieurs in sein fremd gewordenes Heimatdorf. Er erhielt den Auftrag dort Kontrollmessungen an einem Staudamm durchzuführen. Mit seinem Heimatdorf verbindet ihn eigentlich nichts mehr, seine Eltern sind verstorben, und schon seit geraumer Zeit lebt er mit seiner Freundin in der Stadt. Der Kontakt zu seiner Schwester beschränkte sich mit der Zeit auf den Austausch von Urlaubsgrüßen. Trotzdem versucht er von neuem, einen Zugang zum Dorf zu finden. Inseheim trägt er die Illusion in sich, wieder im Dorf leben zu können. Eine Illusion die zerbröckeln muß, da ihn

die fremd gewordene Umgebung verunsichert, aber auch weil er unfähig ist, sich auf das Dorf und seine Menschen einzulassen. Unfähig deshalb, weil er in der Vergangenheit trotz allen Stolz-



zes, sein Heimatdorf immer verleugnet hatte. Warum hätte er sonst seine Freundin Ella niemals mit "nach Hause" gebracht. Ständig vergleicht er das Gegenwärtige mit dem Vergangenen, mit seinen Erinnerungen. Er registriert Abweichungen und Übereinstimmungen, wie bei seiner Arbeit, der Überprüfung der Dammworte. Vor allem scheinen ihm die Menschen nicht mehr dieselben. Er findet nur selten Übereinstimmungen, ja Ähnlichkeiten mit seinen Erinnerungen. Obwohl er überall freundlich aufgenommen, nie feindselig behandelt wird, nicht einmal als er für die "falsche" Mannschaft Fußball spielt, bleibt er "in allen Häusern ein Fremder". Schließlich kehrt er, trotz einer kurze Affäre mit einer ehemaligen Mitschülerin in die Stadt zurück. Sepp Mall schreibt diese Erzählung ohne große Worte, in einer schlichten

und konkreten Sprache. Aus alltäglichen Begebenheiten, Gesprächen und Wahrnehmungen entsteht eine Geschichte von Heimkehr und Fremdsein, Erinnern und Vergessen. Durch das Unglück - "ein Linienbus des Reiseunternehmens SAD war zwischen Sankt Katharina und Mariendorf in den Stausee gestürzt" - gleich am Beginn der Erzählung wird eine Spannung aufgebaut, da man als Leser nicht weiß, ob Ella, die Freundin des Ingenieurs, nicht doch vielleicht im Bus gewesen war. Erst sehr viel später, nach einer Reihe vergeblicher Telefonanrufe wird dieses Rätsel gelöst. Aber dann ist man schon in die Welt und die Sprache dieser Erzählung eingetaucht und folgt, interessiert und gefangen, dem Autor auf der Spurensuche des Ingenieurs nach seiner Heimat. Nur die Abreise des Ingenieurs, die

nach der Affäre mit seiner ehemaligen Mitschülerin Anna und der darauf folgenden Überlegung, endgültig im Dorf zu bleiben, für den Leser überaus überraschend erfolgt, trägt das Bild der ansonst gekonnten Erzählung. Diese Passage ist unklar erzählt, die ganze Geschichte gerät dadurch ein bisschen ins Schwimmen, da nicht deutlich wird, was der eigentliche Grund der Abreise war. Den Meßfehler als Grund nehme ich dem Autor nicht ab, ein anderes Motiv wird nicht einmal angedeutet, und Anna ist überhaupt verschwunden. Erst der letzte Satz der Erzählung gibt dann wieder wirklich Halt: "Was war schon geschehen."

SEPP MALL: Verwachsene Wege. Erzählung. Haymon-Verlag, Innsbruck, 1993, 128 Seiten, broschiert mit Schutzumschlag.

FÖHN 1/93, Heft Nr. 18

öS 40,-

In focno veritas

Von ganz "normalen" Tatsachen

Mit nackten Tatsachen konfrontiert "Föhnmacher" Markus Wilhelm wieder einmal die gesamte LeserInnenenschaft und kompromittiert (wie üblich) einen großen Teil der NichtleserInnenenschaft. Wer kriegt diesmal sein Fett ab?

Es geht um Parteienfinanzierung. Was in Italien zum "guten Ton" gehört hat, scheint auch andernorts nicht gerade unüblich gewesen zu sein.

In Österreich hat sich auf diesem Gebiet die Industriellenvereinigung (IV) als besonders fleißig erwiesen. "Parteienspenden hängt niemand an die große Glocke" (O-ton des IV Geschäftsführers Bachmann. Markus Wilhelm offenbar schon: Im Frühjahr 1993 jedenfalls kam ein Föhn-Heft heraus, in dem vertrauliche Dokumente veröffentlicht wurden, die die

üblichen Machenschaften auch jenseits des Brenners bewiesen.

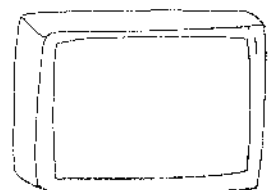
"Geld regiert", heißt es im Untertitel, und die kleine Zeitschrift mit der Zielrichtung der Zuspitzung wirbelte gehörig Staub auf. Soviel Staub, daß sich IV-Geschäftsführer Bachmann genötigt sah, dem Föhn-Herausgeber kriminelle Machenschaften vorzuwerfen. Zitat Bachmanns in einem Zeitungsinterview: "Er (Markus Wilhelm, A.d.V.) hat die Dokumente unrechtmäßig in seinen Besitz gebracht, entweder durch Anstiftung, oder er hat sie selber gestohlen."

Grund genug für Markus Wilhelm, den Ankläger zu verklagen: Wegen übler Nachrede. Lange Rede, kurzer Sinn: Wilhelm hat den Prozeß, der Anfang November stattgefunden hat, gewonnen. Bachmann muß insgesamt



180.000 öS berappen und darf so an einer anderen - und das sei mir erlaubt -, besseren Stelle "mitfinanzieren". Fazit: Ende gut - Föhn gut. Gratulation!

Alexander Larch



verraten & verkauft

Verraten wird im neuen MaturantInnenführer alles, was für Südtiroler Studierende wichtig ist. Völlig neu überarbeitet und ergänzt, zweisprachig.



Verkauft wird der neue MaturantInnenführer überhaupt nicht. Du erhältst ihn gratis - besuche uns (schau einfach vorbei!).